

19. Jahrgang

**2/92**

Vierteljahres-  
zeitschrift für  
Stadtgeschichte  
Stadtsoziologie  
und  
Denkmalpflege



---

## Kinder in Städten

---

---

Andreas Gestrich

Kinder in der Stadt

---

---

August Nitschke

Kinder sehen die Stadt

---

---

Imbke Behnken  
Jürgen Zinnecker

Straßenkinder und ihre Wächter

---

---

Reinhart Lempp

Die kindgerechte Stadt?

---

---

Baldo Blinkert

Aktionsräume im Wohnumfeld

---

---

Hans Schultheiß

Die Stadt im Kinderbild

---

---

Kohlhammer

Herausgegeben von Otto Borst



ISSN 0170-9364

Die alte Stadt. Vierteljahresschrift  
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie  
und Denkmalpflege

In Verbindung mit Hans Paul Bahrdt,  
Helmut Böhme, Rudolf Hillebrecht,  
Eberhard Jäckel und Friedrich Mielke  
herausgegeben von Otto Borst

*Redaktionskollegium:* Professor em. Dr. Otto Borst, Historisches Institut der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 7000 Stuttgart 1 (Hauptschriftleiter) – Professor Dr. Burkhard Hofmeister, Direktor des Instituts für Geographie an der Technischen Universität Berlin, Budapester Straße 44/46, 1000 Berlin 30 – Professor Dr. Rainer Jooß, Historisches Seminar an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, Oberbettringerstraße 200, 7070 Schwäbisch Gmünd – Professor Dr. Hermann Korte, Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum, Universitätsstraße 120, 4630 Bochum – Architekt Dipl.-Ing. Hellmut Richter, Ministerialrat im Bayerischen Staatsministerium des Innern, Oberste Baubehörde, Karl-Scharnagl-Ring 60, 8000 München 22 – Schriftleitung: Hans Schultheiß, Rotenbergstraße 5, 7000 Stuttgart 1 – Redaktionslektorat: Frauke Borst, c/o Black, 14 Station Approach, Coulsdon North, Surrey CR 3 2 Nr, Great Britain.

*Redaktionelle Zuschriften* und Besprechungsexemplare werden an die Anschrift der Schriftleitung erbeten: 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Postfach 269, Tel. (0711) 357670.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in Vierteljahresbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 420 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 134,-; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung DM 105,- einschließlich Versandkosten und Mehrwertsteuer; Einzelbezugspreis für den Vierteljahresband DM 35,20 einschließlich Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

*Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung:* W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart 80, Heßbrühlstraße 69, Postfach 800430, Tel. 78631. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co., Stuttgart. Printed in Germany. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Alle Urheber- und Verlagsrechte sind vorbehalten. Der Rechtsschutz gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Jede Verwertung bedarf der Genehmigung der W. Kohlhammer GmbH. Der Verlag erlaubt allgemein die Fotokopie zu innerbetrieblichen Zwecken, wenn dafür eine Gebühr an die VG WORT, Abt. Wissenschaft, Goethestraße 49, 8000 München 2, entrichtet wird, von der die Zahlungsweise zu erfragen ist.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln

## INHALT

## ABHANDLUNGEN

## Kinder in Städten

- ANDREAS GESTRICH, Kinder in der Stadt. Editorial ..... 93  
 AUGUST NITSCHKE, Kinder sehen die Stadt ..... 103  
 IMBKE BEHNKEN / JÜRGEN ZINNECKER, Straßenkinder und ihre Wächter.  
 Eine Fallstudie zur städtischen Kindheit um 1900 ..... 117  
 REINHART LEMPP, Ist die kindgerechte Stadt kindgerecht? ..... 137  
 BALDO BLINKERT, Aktionsräume von Kindern im Wohnumfeld.  
 Fragestellungen und Methoden der „Freiburger Kinderstudie“ ..... 142  
 HANS SCHULTHEISS, Die Stadt im Kinderbild ..... 161

DIE AUTOREN ..... 174

## BESPRECHUNGEN

*Stadt und Literatur*

- HORST BRANDSTÄTTER / JÜRGEN HOLWEIN (Hrsg.), Stuttgart. Dichter sehen eine Stadt;  
 HANS-RÜDIGER SCHWAB (Hrsg.), München. Dichter sehen eine Stadt (*Axel Kuhn*) ..... 175

*Stadtgeschichte*

- LIBUŠE SPÁČILOVA / VLADIMÍR SPÁČIL (Hrsg.), Beschreibung der königlichen Hauptstadt  
 Olmütz (*Rainer Jooß*) ..... 177  
 ALFRED STRAUB, Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit (*Ludger Grevelhörster*) ..... 177  
 THOMAS PARENT / THOMAS STACHELHAUS, Stadtlandschaft Ruhrrevier  
 (*Renate Kastorff-Vielmann*) ..... 178

*Städtische Kommunalpolitik*

- GUDRUN GLEBA, Die Gemeinde als alternatives Ordnungsmodell (*Erich Konter*) ..... 178

*Architektur und Städtebau*

- ROLF SCHAAL / STEPHAN PFISTER / GIOVANNI SCHEIBLER (Hrsg.), Baukonstruktion aus  
 heutiger Sicht (*Ronald Kunze*) ..... 180

Andreas Gestrich

## Kinder in der Stadt

*Editorial*

Kinder gibt es bekanntlich, seit Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden. Und seit Jahrtausenden wachsen sie zum Teil in Städten auf. Zwar fand das städtische Leben schon früh seine Kritiker. Bereits in der Antike wurde seine Hektik und Anonymität und der angebliche Hang der Städter zum leichten Leben und zur Unmoral beklagt.<sup>1</sup> Aber an die Kinder dachte dabei niemand. Sie kommen in dieser älteren Stadtkritik nicht vor. Bis weit in die Neuzeit hinein wurde das Leben von Kindern in den Städten nicht als ein besonderes bzw. gesondert zu behandelndes Problem empfunden.

Woran lag diese scheinbare oder tatsächliche Gleichgültigkeit gegenüber den Kindern? Zum einen gab es bis weit ins 18. Jahrhundert hinein kaum ein Verständnis für die Eigenart und psychische Schutzbedürftigkeit der Kinder, denn man hatte keine Vorstellung von seelischer Entwicklung und Reife. Erwachsensein war mehr ein sozialer Status als eine psychische Qualität. Zum anderen waren die Lebens- und Erfahrungsräume von Erwachsenen und Kindern noch nicht so getrennt wie heute. Das Arbeits- und das Familienleben bildete zumindest im kleineren Bürgertum und in den Unterschichten noch lange eine Einheit. Wie in der gesamten traditionellen Gesellschaft, so spielte sich auch in den Städten das tägliche Leben weitgehend in der Öffentlichkeit, und das hieß: auch vor Kindern ab. Beim Arbeiten, beim Streit und bei der Liebe oder auch beim Sterben – überall war die ganze Familie oder besser das »ganze Haus«, das auch das Gesinde umfaßte, präsent. Kinder hatten keinen Schonraum. Die möglichst rasche Eingliederung in die Arbeitswelt der Erwachsenen war das »natürliche« Ziel der Kindheit.<sup>2</sup>

Das änderte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts. Ein Element des tiefgreifenden Wandlungsprozesses, der die europäischen Gesellschaften damals ergriff, war, daß sich die Welt der Erwachsenen nun immer stärker von derjenigen der Kinder absonderte. Die Erwachsenen wurden erwachsen in unserem heutigen Sinne. Die Gesellschaft stellte bestimmte Anforderungen an ihr Verhalten, die sie von Kindern nicht er-

<sup>1</sup> Zur frühen Stadtkritik und zu den Anfängen der »Stadtmythologie« zwar nicht bei Adam und Eva, aber bei Kain und Abel vgl. O. Borst, Babel oder Jerusalem? Prolegomena zu einer Geistesgeschichte der Stadt, in: *ders.*, Babel oder Jerusalem? Sechs Kapitel Stadtgeschichte, hrsg. von H. Böhme / E. Jäckel u. R. Jooß (FS Otto Borst), Stuttgart 1984, S. 15–124.

<sup>2</sup> Zur Geschichte der Kindheit vgl. Ph. Ariès, Geschichte der Kindheit. Mit einem Vorwort von H. von Hentig, München 1978; aus psychohistorischer Sicht den umstrittenen Sammelband von L. de Mause (Hrsg.), Hört ihr die Kinder weinen? Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit, Frankfurt 1977.

wartete.<sup>3</sup> Gleichzeitig wurde Kindheit als eine besondere Lebensphase »entdeckt«. Kinder wurden jetzt nicht mehr als zu klein geratene und unvollständige Erwachsene angesehen, sondern in ihrem Anderssein und zugleich in ihrer Schutzbedürftigkeit begriffen.<sup>4</sup> Als der große Durchbruch in diese Richtung gilt Jean-Jacques Rousseaus bekannter psychologischer Roman »Emile oder Über die Erziehung« aus dem Jahr 1762. »Die Natur will«, so heißt es bei Rousseau, »daß Kinder Kinder sind, bevor sie zum Erwachsenen werden. Wollen wir diese Ordnung umkehren, erzeugen wir frühreife Früchte... Die Kindheit hat ihre eigene Weise zu sehen, zu denken und zu empfinden. Nichts ist unsinniger, als ihre die unsrige unterschieben zu wollen.«<sup>5</sup>

Mit Rousseau traten Kindheit und Stadt im pädagogischen Denken erstmals in ein deutliches Spannungsverhältnis: In der Stadt waren die Kinder einer Vielzahl von Eindrücken ausgesetzt, die einer altersgemäßen Entwicklung nicht förderlich waren und daher ihren organischen Reifungsprozeß störten. Die städtische Umgebung, die Architektur, der Lebensrhythmus der Familien und der Gesellschaft insgesamt waren vom Erwerbsleben der Erwachsenen geprägt. Dieses war komplex, schwer zu durchschauen und nicht sehr moralisch. Kinder konnten in dieser Welt nach Rousseau keine Kinder sein, sondern wurden früh zu Erwachsenen.<sup>6</sup> Emile wuchs daher in einer »pädagogischen Provinz« auf dem Lande auf. Hier gedieh nicht nur der Körper des Kindes prächtig, sondern er konnte auch seine Sinnes- und Verstandesgaben in der Auseinandersetzung mit der ihn umgebenden Natur auf »kindgerechte« Art und Weise entwickeln. So ging Rousseaus fiktiver Zögling harmonisch und innerlich gefestigt in die nächste Entwicklungsphasen.<sup>7</sup>

Pädagogische Kritik an der Stadt zielt seither auf die Tatsache, daß sie aufgrund ihrer räumlichen und sozialen Verfassung den Kindern bestimmte notwendige Erfahrungen, die sich vor allem aus dem Umgang mit der Natur und aus handwerklichen Tätigkeiten ergeben, verweigert. Naturerfahrungen gibt es für Stadtkinder kaum mehr als einen Bereich der selbständigen Umweltaneignung. Sie müssen von Erwachsenen in Lehrgängen, Sonntagsausflügen aufs Land oder Besuchen im Zoo mit ihren

<sup>3</sup> Vgl. N. Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und phylogenetische Untersuchungen (1936), 2 Bde. Frankfurt 1977.

<sup>4</sup> Vgl. Ph. Ariès (s. A 2), S. 92 ff., 502 ff.

<sup>5</sup> J.-J. Rousseau, Emile. Stuttgart 1970, S. 206 f.

<sup>6</sup> Vgl. auch J.-J. Rousseau, Vier Briefe an den Herrn Präsidenten von Malesherbes, in: *ders.*: Schriften, Bd. 1, hrsg. von H. Ritter, Frankfurt 1981, S. 492, wo er seinen (nicht ganz freiwilligen) Rückzug auf das Land unter anderem so rechtfertigt: »Sind übrigens die Einwohner zu Montmorency weniger Menschen als die Pariser, und wenn ich einem derselben abrate, sein Kind in die Stadt zu schicken, wo es verdorben wird, nütze ich dann weniger, als wenn ich es aus der Stadt zu seinem väterlichen Herd zurücksenden würde?«

<sup>7</sup> Rousseau selbst lernte das Land lieben, als er als Kind aus seiner Vaterstadt Genf für zwei Jahre zu einem Dorfpfarrer in Pension kam. Hier wurde der sechsjährige und bis dahin von Vater und Tante überbehütete und intellektuell frühreife Junge »wieder zum Kinde«, J.-J. Rousseau, Bekenntnisse. (Bibliothek ausländischer Klassiker) Hildburghausen 1870, S. 23.

Streichelgehegen vermittelt werden. Die den Kindern in der Stadt zugänglichen Reste der Natur sind meist »eine kindlichen Zwecken dienstbare, »vermenschlichte« Natur – prototypisch vertreten im Sandkasten, Topfpflanze und Schmutsetier.«<sup>8</sup>

Statt dessen setzt die Stadt die Kinder vorzeitig den Eindrücken der komplexen und unübersichtlichen Strukturen der städtischen Gesellschaft mit all ihren sozialen und moralischen Mißständen aus. Die Stadt nimmt den Kindern damit ein Stück ihrer Kindheit und macht sie frühreif. Dies gehört seit Rousseau zum Repertoire der pädagogischen Stadtkritik.<sup>9</sup> Auch in autobiographischen oder literarischen Verarbeitungen der modernen Großstadtkindheit ist das frühe Altern der Stadtkinder ein geläufiges Thema. Holden Caulfield, der New Yorker Held in J. D. Salingers »Fänger im Roggen«, hat bereits mit sechzehn graue Haare und Raymond Queneaus Provinzmädchen Zazie bilanziert ihren Besuch in der Metropole Paris mit dem bezeichnenden Satz: »Ich bin älter geworden.«<sup>10</sup>

Die Konstanz des Repertoires der pädagogischen Kritik an den Lebensbedingungen der Kinder in den Städten darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich die ihr zugrunde liegenden Probleme nicht nur verschärft, sondern zum Teil auch gewandelt haben. Als Rousseau sich gegen die Stadt als Milieu für Kinder wandte, hatte er selbst bei der damaligen Großstadt Paris ganz andere Verhältnisse vor Augen, als wir sie heute beklagen. Ja, aus der Perspektive moderner Großstädte mag die französische Metropole, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine halbe Million Einwohner gehabt haben mochte, manchem geradezu noch als ein »Kinderparadies« erscheinen: Es gab keinen Autoverkehr, dafür viele Ecken und Schlupfwinkel, Gärten und Parks; die Straßen und Quartiere waren relativ überschaubare Einheiten, die sich das Kind allmählich »erobern« konnte; es gab Handwerker in den Straßen und auf den Hinterhöfen, denen die Kinder zusehen und bei denen sie mitarbeiten konnten oder mußten.

Rousseau ging es um die Herauslösung der Kinder aus dieser Gemengelage mit der Welt der Erwachsenen, da die Erwachsenen sie nicht wie Kinder behandelten. Sein Bestreben war nicht nur eine Reaktion auf die Verhältnisse der traditionellen Gesellschaft, sondern zugleich auch auf die neuen Anforderungen, denen sich die Menschen in der entstehenden bürgerlichen (und das hieß: städtischen) Gesellschaft gegenüber sahen. Die Dynamik, die nun in das Zusammenleben der Menschen kam, die Möglichkeiten zu sozialem Auf- und Abstieg, die wachsende Mobilität, der Rückgang tra-

<sup>8</sup> I. Behnken / M. Bois-Reymond / J. Zinnecker (Hrsg.), Stadt und Quartier als Lebensraum von Kindern, Jugendlichen und ihren Pädagogen. Eine historisch-interkulturelle Studie. Projektantrag. (Verv. Skript.) Leiden / Marburg / Wiesbaden 1983.

<sup>9</sup> Sehr ausgeprägt ist dies bei der sozialistischen Kritik an den Lebensbedingungen der Kinder in den Städten der Fall. Vgl. z. B. O. Rühle, Das proletarische Kind. Eine Monographie, 2. erw. Aufl. München 1922, v. a. S. 295 ff. (»Wege zum Laster«).

<sup>10</sup> J. D. Salinger, The Catcher in the Rye (1951), Harmondsworth 1972, S. 13; R. Queneau, Zazie in der Metro (1959), Frankfurt 1975, S. 192.

ditionaler Bindungen erforderte eine gründlichere Vorbereitung auf die Anforderungen und Gefahren des Lebens. So entstand jener »pädagogische Grundwiderspruch«, der uns heute zunehmend beschäftigt: daß wir nämlich unsere Kinder viele Jahre künstlich aus der Gesellschaft ausgliedern, um sie mittels professioneller Erzieher in sie einzugliedern.<sup>11</sup> Kinder leben seither in einer künstlichen Welt, in der sie von den Erwachsenen über lange Strecken des Tages separiert in »Trockenschwimmübungen« auf den Ernstfall des Lebens vorbereitet werden.

Das Unbehagen, das uns bei diesem Umgang mit Kindern zunehmend erfüllt, wird besonders groß, wenn wir auf die Situation der Kinder in den großen Städten schauen. Denn hier ist ihnen inzwischen nicht nur die Natur als Erfahrungsraum fast vollständig abhanden gekommen, sondern auch jener Teil der Erwachsenenwelt, der den Kindern noch einen konkreten Einblick in notwendige, sinnvolle und vielleicht sogar kreative Tätigkeiten der Eltern geben könnte: die Berufswelt vor allem des produzierenden Gewerbes. Die Trennung der Kinder von den Erwachsenen durch Schule und andere Sozialisationsagenturen wird noch verstärkt durch die Veränderung unserer Berufsstruktur mit all ihren städtebaulichen Konsequenzen. Die Produktion ist in Fabriken außerhalb der Städte verlagert, die Zentren der Städte werden dominiert von Verwaltungsgebäuden oder Kaufhäusern. Kinder und Alte haben in dieser Welt keinen Platz. Außer der Tatsache, daß man viele Dinge kaufen kann, können Kinder hier auch nichts mehr lernen und erfahren, was sie zur Nachahmung und zur Einübung von Erwachsenenrollen anregen könnte.

Das Leben in den Stadtzentren ist vom modernen Erwerbs- und Konsumleben der Erwachsenen bestimmt. Gesellige Öffentlichkeit ist daraus fast ganz verschwunden. Daran haben die städtebaulichen Versuche zur Wiederbelebung von Plätzen oder auch die Relikte mediterraner Lebensgewohnheiten bei den ausländischen Mitbürgern in den letzten Jahren nichts wesentlich ändern können. Die Straße ist kein Feld menschlicher Kontakte mehr. Wird man angesprochen oder wird gar ein Kind angesprochen, so ist das nur ein Anlaß zur Vorsicht. Mitmenschliche Regungen, die das Kind vielleicht noch »natürlich« verspürt oder die ihm in anderem Zusammenhang anerzogen wurden, muß es in der Stadt ablegen. Hinter jedem angeblichen Kinderfreund, der ein Kind anspricht oder ihm gar etwas schenken will, muß es eine Gefahr wittern und davonlaufen.<sup>12</sup>

Die Verhäuslichung der Familien, ihr Rückzug hinter die verschlossenen Türen der Wohnsilos oder die hohen Hecken der Kleingärten in den Vororten macht auch die Umgebung der eigenen Wohnung für die Kinder zu einem wenig herausfordernden

<sup>11</sup> Vgl. dazu *U. Herrmann*, Probleme und Aspekte historischer Ansätze in der Sozialisationsforschung, in: *K. Hurrelmann u. D. Ulich* (Hrsg.), Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim 1980, S. 227–252.

<sup>12</sup> Vgl. *I. Behnken / J. Zinnecker*, Soziale Entwöhnung der Straßenkinder oder: Härte-tests für junge Stadtbewohner, in: *Ch. Büttner / A. Ende* (Hrsg.), Lebensräume für Kinder. Entwicklungsbedin-

und anregenden Umfeld. Die Nachbarschaft, die in den Dörfern und Städten bis ins 20. Jahrhundert hinein wichtige soziale und wirtschaftliche Funktionen hatte und auch bestimmten ungeschriebenen Gesetzen unterlag, ist in den modernen Großstädten einem meist anonymen Nebeneinander gewichen. Für die Kinder ist es nicht leicht, diese räumlichen und sozialen Schranken zu durchbrechen und sich einen ersten, überschaubaren Bereich der Welt jenseits der Familie zu erobern.

Die Wohnanlagen »im Grünen«, die sich um die Städte ziehen, sind meist nicht viel ansprechender und anregender als die Innenstädte. Die Betonburgen der frühen 1960er Jahre schlugen nicht nur Kindern aufs Gemüt. Literarisch bekannt geworden ist vor allem das Schicksal der drogensüchtigen »Kinder vom Bahnhof Zoo«, die in Berlins trister Gropiusstadt aufgewachsen waren. Diese Kinder konnten nur mit dem Kochlöffel in der Hand die Wohnung verlassen, da sie nur mit einem solchen »künstlichen Finger« an die Aufzugsknöpfe herankamen. Was sie außerhalb der Wohnung erwartete, war aber nur eine Betonwüste ohne Leben. Zu jedem Block gehörte ein Spielplatz, der »bestand aus verpißtem Sand und ein paar kaputten Klettergeräten und natürlich einem Riesenschild... Auf dem stand ›Spielplatzordnung‹ und darunter, daß die Kinder ihn zur ›Freude und Erholung benutzen‹ sollten.« Der Stadtteil war tagsüber weitgehend entvölkert, es gab kaum Erwachsene, die dort einer Berufstätigkeit nachgingen. Es gab nichts zu beobachten, zu helfen oder aufzubauen, allenfalls zu zerstören.<sup>13</sup>

Alexander Mitscherlich prangerte früh die »Unwirtlichkeit« der deutschen Nachkriegsstädte an, gerade weil sie so an den Bedürfnissen der Schwachen, der Kinder und Alten, vorbeigeplant wurden.<sup>14</sup> Er meinte, diese Umgebung könne oder müsse psychisch krank und vor allem aggressiv machen: »Da die Verankerung des in den Städten aufwachsenden Menschen in seiner Kindheit mit weit mehr Enttäuschungen, Beschränkungen, Verzichten, Verboten belastet ist, als dies bei vernünftigem Bedenken seiner Bedürfnisse notwendig wäre, wächst zwar ein stadtgeborener Bürger auf, aber keiner, dem diese seine Stadt wirkliches Interesse, wirklichen Respekt abnötigt.«<sup>15</sup> Das Stadt-Kind könne sich daher später nur als aggressiver Egoist seinen Weg durch das »Dickicht der Städte« bahnen.

Mitscherlichs polemische Zuspitzung der Zusammenhänge zwischen städtischer Umwelt und psychischer Fehlentwicklung ist problematisch, aber gerade deshalb auch nützlich; denn sie regt zur kritischen Überprüfung scheinbar einleuchtender An-

gungen für Kinder im ausgehenden 20. Jahrhundert. (Jahrbuch der Kindheit, Bd. 6), Weinheim / Basel 1989, S. 37–66.

<sup>13</sup> *Christiane F.*, Wir Kinder vom Bahnhof Zoo, 1979, S. 23 f.

<sup>14</sup> Vgl. auch *L. Vascovics*, Residentiale Segregation alter Menschen und ihre sozialen Folgen, in: *B. Hamm* (Hrsg.), Lebensraum Stadt, 1979, S. 35–47.

<sup>15</sup> *A. Mitscherlich*: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt 1978, S. 93f.

nahmen an, die auch der gemäßigten pädagogischen Stadtkritik zugrundeliegen: Schon in den 1930er Jahren gab es Untersuchungen, die die einfachen Kausalverbindungen zwischen städtischer Umwelt und psycho-sozialen Fehlentwicklungen in Frage stellten und statt dessen die autonome Aneignung und die produktive »Umfunktionierung« der städtischen Umwelt durch die Kinder hervorhoben.<sup>16</sup> Kinder sind ihrer Umgebung keineswegs wehrlos ausgesetzt. Mit ihrer Phantasie gewinnen sie den Dingen der Erwachsenenwelt ganz andere Nutzungs- und Bedeutungsmöglichkeiten ab und passen sie ihren Bedürfnissen an.

Das städtische Milieu regt Kinder auch an. Nicht nur das reichhaltige Kulturangebot, sondern auch die große Vielfalt der sozialen Situationen und Herausforderungen macht Stadtkinder weltoffener und gewitzter. Untersuchungen über die Intelligenzentwicklung zeigen, daß die städtischen Kinder von ihrer Umgebung zu profitieren scheinen und in der Regel ihren Altersgenossen vom Lande in der Sprachentwicklung und in manchen anderen Bereichen überlegen sind.<sup>17</sup>

Schließlich ist auch der Zusammenhang zwischen Wohnumwelt und Devianzbereitschaft bei Kindern und Jugendlichen keineswegs eindeutig. Empirische Untersuchungen weisen vielmehr auf die vorrangige Bedeutung der Familienstruktur und der sozialen Lage für die Entstehung abweichenden Verhaltens hin.<sup>18</sup> Was eine kindgemäße Umwelt ist, ist so klar also gar nicht. Viel Natur und überschaubare Sozialbeziehungen allein sind noch keine Garantie für eine problemlose Entwicklung.

Noch viel schwieriger als die Beantwortung der eher sozialtechnologischen Fragen nach dem Zusammenhang zwischen Umweltbedingungen und »normaler« Entwicklung ist die pädagogisch und lebensgeschichtlich bedeutsamere nach den Bedingungen einer »guten Kindheit«. Hartmut von Hentig stellt diese Frage im Vorwort einer Ausgabe der Lebenserinnerungen des polnischen Juden und Aufklärers Salomon Maimon. Unter nach heutigen Maßstäben unsäglichen äußeren Bedingungen aufgewachsen entwickelte sich Maimon zu einem bedeutenden Philosophen, dessen Leben und Werk eine Humanität und Güte ausstrahlten, die sie nach dieser Kindheit und Jugend »lehrbuchgemäß« gar nicht hätten entfalten dürfen. Eine gute Kindheit ist daher nach Hentig nicht nur eine leidlose Zeit, an die man sich später vielleicht gerne

zurückerinnert, sondern »eine Zeit, die in erster Linie gut macht«.<sup>19</sup> Dies schließt negative Erfahrungen und Härten, Entbehrungen und das Aufwachsen in einer nicht »kindgemäßen« Umwelt nicht aus, solange sie in einen sinnvollen Zusammenhang integrierbar sind; solange Familien (oder auch andere Bezugsgruppen) als Solidargemeinschaften intakt sind; solange für das Kind die Hoffnung auf ein besseres, selbstbestimmtes Leben besteht. Umgekehrt läßt sich mit v. Hentig daher fragen, ob die Kinder der modernen Gesellschaft, die »versorgt aber nicht gefordert, verwöhnt eher als eingewöhnt, behütet aber nicht beteiligt, nicht geschlagen aber auch nicht gebraucht, untersucht aber nicht verstanden, unterrichtet aber erfahrungsarm« sind, eine gute Kindheit haben, ob sie es gut haben?<sup>20</sup>

Das Gelingen eines Lebens in diesem Sinne des Gut-Werdens hängt sicher nicht von der Quadratmeterzahl Wohnfläche ab, die einem Kind zur Verfügung stehen, nicht von pädagogischem Spielzeug und auch nicht von der autofreien Spielstraße. Entscheidend sind bestimmte Bezugspersonen, die das Kind umgeben, die Ansprüche, die sie an sich selbst und an die Kinder stellen und die Art der Zuwendung, die sie ihnen zuteil werden lassen.

Ist die Umwelt und damit auch die städtebauliche Planung für Kinder somit belanglos? Sicher nicht. Nur sollte sie um ihre Grenzen wissen; denn nur so kann sie eine humane Planung bleiben oder werden. Sie sollte gerade nicht mit dem Anspruch auftreten, gesellschaftliche Fehlentwicklungen auf anderem Gebiet in großem Maßstab zu kompensieren; denn dazu ist sie nicht in der Lage. Den »Kindern vom Bahnhof Zoo« wurde ein Abenteuerspielplatz mit betreuenden Sozialarbeitern eingerichtet. Die Kinder haben diese Anlage zerstört, weil das nicht die Art der Zuwendung war, nach der sie verlangten, auch nicht das Betätigungsfeld, das sie suchten.

Spezielle Freiräume für Kinder, so wünschenswert sie sind, tun es heute allein nicht. Die Kinder in den modernen Städten benötigen gerade nicht noch mehr Trennung von der Welt der Erwachsenen und Betreuung durch spezielle »Sozialisateure«.<sup>21</sup> Was sie suchen, sind altersgemäße, aber reale Aufgaben und Möglichkeiten zu einer sinnvollen Beschäftigung und Mitarbeit in dieser Welt der Erwachsenen und zugleich an ihrer eigenen Zukunft. Ihnen das konsequent zu ermöglichen, würde allerdings zunächst und vor allem eine konsequente Umstellung unserer soziophoben städ-

<sup>16</sup> M. Muchow / H. Muchow, *Der Lebensraum des Großstadtkindes*, 1935, Repr. Bensheim 1978.

<sup>17</sup> Vgl. M. Vatter, *Intelligenz und regionale Herkunft. Eine Längsschnittstudie im Kanton Bern*, in: H. Walter (Hrsg.), *Region und Sozialisation. Beiträge zur Sozialökologischen Präzisierung menschlicher Entwicklungsvoraussetzungen*, Bd. 1, Stuttgart 1981, S. 56–90; eher kritisch die ältere Arbeit von E. Pfeil, *Das Großstadtkind*, Stuttgart 1955, S. 35 (»Das Landkind weiß mehr, als es sagt, das Großstadtkind sagt mehr, als es weiß.«)

<sup>18</sup> Vgl. G. Moschel / H. Häberle / R. Welz, *Zur innerstädtischen Verteilung sozialer Devianz in Mannheim*, in: H. Walter (s. A 14), S. 116–152, S. 141 f.

<sup>19</sup> H. v. Hentig / Salomon Maimon: *Kindheit und Jugend. Über das Verhältnis von geschichtlichen Bedingungen und systematischen Folgerungen in der Pädagogik*, in: *ders.*, *Erkennen durch Handeln. Versuche über das Verhältnis von Pädagogik und Erziehungswissenschaft*, Stuttgart 1982, S. 234–249, hier S. 240.

<sup>20</sup> v. Hentig (s. A 16), S. 239.

<sup>21</sup> Zum Problem der Spezialräume für Kinder und ihre Folgen für die Sozialisation vgl. H. Zeiher, *Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945*, in: U. Preuss-Lausitz u. a., *Kriegskinder – Konsumkinder – Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg*, Weinheim 1983, S. 176–195.

tischen Lebensweise verlangen und wohl auch so etwas wie einen neuen ökologischen Generationenvertrag. Wir müssten unsere panische Angst vor Abhängigkeit von anderen und Verantwortung für andere aufgeben und zu neuen Formen des Miteinanders im postfamilialen Zeitalter finden. Und wir müssten die Kinder mit zu gleichberechtigten Hütern der natürlichen Ressourcen ihrer Zukunft machen.

Außerdem wäre wahrscheinlich eine weitgehende Umkehr in der Stadtplanung erforderlich. Produzierendes Gewerbe und Wohngebiete dürften nicht mehr so strikt getrennt werden; ein gewisser Wildwuchs der Bebauung wäre hinzunehmen; die Fabriken neben der Kathedrale, die die englischen Städte des 19. Jahrhunderts angeblich so verunzierten, wären sozusagen erwünscht; gleichzeitig müsste die Entvölkerung der Innenstädte verhindert werden; Häuser sollten vor allem in den Stadtzentren »Mehrzweck-Gebäude« sein, in denen Läden und Werkstätten oder auch Büros und Wohnungen untergebracht sind; öffentliche Plätze müssten revitalisiert werden durch Spiel- und Kommunikationsmöglichkeiten nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene; die Natur dürfte nicht ganz aus den Innenstädten verdrängt werden, die Eindämmung der Städte durch Hochhäuser und die Schließung von Baulücken wäre nicht das vordringliche Problem, da das Land im Umkreis der Metropolen ohnehin urbanisiert oder suburbanisiert ist; statt die Mülltonnen zu füllen, könnten Nachbarnschaften mit ihren Nahrungsabfällen wieder Schweine füttern, die zwischen den Häusern ihren Auslauf haben...

Das Szenario ließe sich beliebig verlängern. Ganz realistisch ist es nicht. Eine solche Stadt kann man auch nicht planen, sie lebt von ihrer ständigen Veränderungsmöglichkeit. Gerade das können wir uns allerdings bei unseren Ansprüchen an sogenannte Wohnqualität und Serviceleistungen heute nicht mehr leisten. Unsicher ist außerdem, ob eine solche Stadt den Kindern selbst in zehn oder zwanzig Jahren noch gefiele und ihren Bedürfnissen angemessen oder ihrer Entwicklung förderlich wäre. Das kann man nicht vorhersagen. Denn die Wahrnehmungsformen und die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen ändern sich wie die Gesellschaft insgesamt sich ändert. Kinder sehen die Städte und ihre Stellung in den Städten immer wieder anders. Sie freuen sich über verschiedene Dinge und sie leiden an anderen Mißständen, Erwartungen und Zwängen.

»Die« kindgerechte Stadt wird es daher nicht geben. Was man tun kann und muß, ist jedoch, sich immer der symbolischen Dimension der Architektur und des Städtebaus bewußt zu bleiben. Der Mikrokosmos der Stadt war seit alters her ein ins Räumliche transponiertes Abbild der menschlichen Vorstellung vom Aufbau der Welt und von den Strukturen der Gesellschaft. Wenn wir auch beim Bauen und Planen zum Ausdruck bringen, daß die Stadt ein »Lebens-Raum« sein soll für alle: die Kinder, Erwachsenen und Alten; daß sie allen »gehört« und daß alle ein Recht darauf haben, sich hier zu entfalten; wenn die Erwachsenen sichtbar auch Einschränkungen hinnähmen für dieses Recht der Kinder; wenn Kommerz und Profit, so notwendig sie sind,

auch städtebaulich ihren angemessenen, nämlich untergeordneten Stellenwert bekämen – dann würden unsere Städte wieder urbaner, menschlicher und damit auch kindgerechter.

Kinder in der Stadt: Auf dieses unerschöpfliche Thema schauen die folgenden Beiträge aus vier verschiedenen wissenschaftlichen Perspektiven: der des Historikers, des Pädagogen, des Psychologen und Soziologen. Abgeschlossen wird der Band durch die Perspektive heutiger Kinder selbst, die am unmittelbarsten in ihren Zeichnungen zum Ausdruck kommt.

Begonnen wird die Sammlung mit dem Beitrag eines Historikers. August Nitschke geht dem Wandel der Wahrnehmungsweisen der Kinder nach. Was im autobiographischen Rückblick von der städtischen Kindheit erinnert wird, ist nicht nur abhängig von dem jeweiligen Lebensalter, in dem bestimmte Erfahrungen gemacht wurden, sondern ist zum Teil auch erheblichen zeittypischen Veränderungen unterworfen. Der Gegensatz von Stadt und Land wird sehr unterschiedlich erfahren und erinnert; auch die Bindungen, die Kinder zu ihren Städten aufbauen, variieren. Was berichten Kinder zum Beispiel beim Anblick der Zerstörung von Städten? Um was fürchten sie, woran hängt ihr Herz am meisten? Aus dieser Sicht der Kinder eröffnen sich zugleich Ausblicke auf Prozesse der allgemeinen Mentalitätsgeschichte.

Der Beitrag von Imbke Behnken und Jürgen Zinnecker beschäftigt sich aus pädagogischer Sicht ebenfalls mit einem historischen Phänomen. Sie gehen der Straße um 1900 als einem wichtigen Sozialisationsort nach. Dabei kommt besonders die Bedeutung zum Ausdruck, die den Erwachsenen als berufenen oder unberufenen, formellen oder informellen »Wächtern« der Kinder zukam: Die Bewohner des Quartiers bildeten ein soziales Netzwerk, in das auch die Kinder einbezogen waren. Sie wurden von den Erwachsenen keineswegs nur kontrolliert, beschimpft oder als Störenfriede vertrieben, sondern vor allem von den kleinen Handwerkern und Ladenbesitzern eher wohlwollend mit einem Auge behütet und auch gleichzeitig in die Techniken des Erwerbslebens eingeführt. Die aus Lebensberichten erhobenen Erinnerungen an die Straße als Sozialisationsort waren daher überwiegend positiv. Die Straße war den Kindern ein Stück Heimat. Mit dieser Form der halbbehüteten Straßenkindheit verschwand auch ein wichtiges Stück kleinbürgerlicher Stadtkultur.

Reinhart Lempp beschäftigt sich aus der Sicht des Kinder- und Jugendpsychiaters eher kritisch mit den Vorstellungen und Konzepten von einer kindgerechten Stadt, die nur dazu geführt haben, die Kinder immer mehr aus der Gesellschaft der Erwachsenen zu entfernen. Das Bedürfnis der Kinder geht aus seiner Sicht nicht in diese Richtung. Er fordert eine stärkere Durchmischung der Lebensbereiche sowohl im häuslichen Wohnen wie im außerhäuslichen Bereich der Arbeit und des Lernens. Auch auf die Bedeutung der Straße und des selbstbestimmten sozialen Umgangs in altershomogenen Gruppen wird hingewiesen, was vor allem eine völlige Abkehr von der bisherigen Verkehrspolitik erforderlich machte.

Der Textteil dieses Heftes wird abgeschlossen mit der Planskizze einer empirischen Untersuchung zu den Aktionsräumen von Kindern, die die Stadt Freiburg beim Soziologischen Institut der Universität Freiburg in Auftrag gegeben hat. Diese Studie, von Baldo Blinkert, die sich vor allem auf die Altersgruppe der Kinder zwischen 5 und 9 Jahren richtet, geht davon aus, daß die Aktionsräume von Kindern vor allem von vier Eigenschaften gekennzeichnet sein sollten: Zugänglichkeit, Gefahrlosigkeit, Gestaltbarkeit und Interaktionschancen. In einem umfangreichen statistischen Verfahren wird das Freizeitverhalten von Kindern erhoben und ihre Territorien unter diesen genannten Aspekten untersucht. Die Freiburger Stadtväter und -mütter erhalten damit ein Material an die Hand, das es ihnen hoffentlich erlauben wird, ihre Stadt auch zu einem Lebensraum für Kinder zu machen. Vielleicht folgen andere Kommunen diesem Beispiel.

Hans Schultheiß schließlich hat aus verschiedenen Malwettbewerben eine Auswahl von Kinderbildern aus aller Welt zusammengestellt. Diese Bilder führen sehr eindrücklich vor Augen wie unterschiedlich Kinder ihre städtische Umwelt wahrnehmen: Neben kultur- und schichtspezifischen Unterschieden gibt es deutliche Altersunterschiede in der Darstellungsweise. Fragt man bei der Betrachtung dieser Bilder nicht nach der Bewertung der Stadt durch die Kinder, sondern wendet sich anderen Aussageebenen zu, so fällt vor allem eines auf: Fast allen Zeichnungen gemeinsam ist ein merkwürdiges Fehlen von Kindern. Nur wenige Bilder zeigen Kinder als Gruppen, keines stellt sie als aktiv Handelnde dar. Die steinernen Strukturen der Stadt und die (auch die Phantasie der Kinder anregende) Macht des Verkehrs sind dominant. Einen Raum, in dem Kinder sich selbst als sinnvoll tätige (das heißt auch: spielende und lernende) Personen darstellen könnten, bietet die Stadt aus der Perspektive dieser Bilder kaum. Mit der Ausnahme der erfrischenden Szene eines Verkehrsunfalls war das Thema ‚Stadt‘ für die Kinder offensichtlich auch kein Anlaß zur Darstellung bedeutungsvoller sozialer Beziehungen. Das sollte uns zu denken geben. Denn es verspricht für die Zukunft unserer Städte nichts Gutes.

August Nitschke

## Kinder sehen die Stadt

Bilder aus der Stadt – Land-Stadt – Beschäftigungen – Die Zerstörungen der Stadt

Die Situation der Kinder in den Städten, das Verhalten der Kinder in dieser Situation, ist so oft untersucht worden – von Psychologen, von Medizinern, von Soziologen und von Personen, die selber in der Sozialarbeit tätig waren –, daß es vielleicht lohnt, einmal zu fragen: Wie nahmen Kinder selber die Stadt wahr? So sollen einige Fragen nacheinander beantwortet werden:

- Welche Bilder prägten sich den jungen Stadtbewohnern ein?
- Wie charakterisierten sie den Unterschied zwischen Stadt und Land?
- Welche ihrer eigenen Beschäftigungen erscheinen ihnen erwähnenswert? Und zum Schluß:
- Wie reagierten sie auf Zerstörungen einer Stadt?

Als Quellen dienen uns Autobiographien, Briefe und Tagebücher. Damit ist auch entschieden, mit welcher Zeit wir uns befassen: Diese Quellen stehen erst seit dem späten 15. Jahrhundert zur Verfügung.

Zu Beginn dieser Zeit klagten die Erwachsenen darüber, daß die Städte sehr schmutzig seien. Sie fürchteten die Pest und andere Epidemien. Wer es sich leisten konnte, verließ daher mit seinen Kindern, sobald die ersten Anzeichen auf eine erneute Ausbreitung der Seuche hinwiesen, möglichst rasch die Stadt. Die Erwachsenen sprachen weiterhin oft von den Nöten, die eine Stadt in Kriegszeiten zu ertragen hatte. Sie fürchteten die sehr häufig angeordneten Einquartierungen von Soldaten sowie die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die die Kriege mit sich brachten. Andererseits bot die Stadt mit ihren Märkten, mit Festen, mit Fürsten und Kaufleuten, die sie besuchten, den Erwachsenen mancherlei Anregungen, auch Verlockungen etwas fragwürdiger Art. Nehmen Kinder diese Aspekte ihrer Stadt überhaupt wahr?

*Bilder aus der Stadt*

Die Bilder, an welche sich groß gewordene Erwachsene später noch erinnern, spiegeln meist das Alter, in dem sie standen, als sich das Gesehene einprägte. Aus der frühen Kindheit sind es oft Eindrücke, die mit dem Essen und mit freundlichen Personen zu tun haben. Felix Platter im 16. Jahrhundert erinnert sich an einen Zimmermann, der

ihn als Vierjährigen, wenn er das Kind »auf der Gaßen fandt«, an die Hand nahm, ihn in die Vorstadt führte und ihm »um ein Haller« ein Weißbrot kaufte. Von der Vorstadt ist nicht weiter die Rede. Auch wenn den Jungen etwas in Angst versetzte, erfährt man von ihm nur mancherlei über die Personen, die dabei waren: »Do gedenk ich, daß ich vil umzüg in der statt mit piften und drummen, vermumet, hab gesechen, dorunder ich mich gar über von denen, so in narrenkleideren angethan hin und wider luffen, mit kolben die buben schlugen, entseßen.«<sup>1</sup> Bei diesen Geschichten wird nur da und dort einmal ein kleiner Ausschnitt eines Gebäudes mit sichtbar. Isolde Kurz weiß aus ihren ersten Lebensjahren von Stuttgart zu berichten, daß sie auf der Königstraße »eine braune, einflügelige Eichentür mit messingener Klinken« sah, die so niedrig stand, daß sie sie mit einiger Mühe erreichen und aufdrücken konnte. Auch diese führte zu einem Bäckerladen und damit zu einer »Seele«, die eine freundliche Magd Josephine ihr regelmäßig spendete.<sup>2</sup> – Die Lichter von Frankfurt am Main sind Rudolph Presber als »allererste Kindheitserinnerung« gegenwärtig, zusammen mit den zuckenden Sternen und flammenden Leuchtkörpern – allerdings vor allem, weil der Vater den Jungen auf dem Arm fest an sich drückte – »rührend zärtlich«.<sup>3</sup>

Diesen Kindern sind Tiere wichtig, so dem jungen Hermann von Weinsberg, der mit Schrecken eines Morgens den Hund seines Vaters ermordet vor der Tür fand: »Es tat mir so wehe, daß dieser Hund erstochen ward, als sei es ein Mensch gewesen.«<sup>4</sup> Dies Geschehen hat für ihn dasselbe Gewicht, wie Aufruhr und Protest der Bürger. Auch von diesen bleiben vor allem markige Sprüche einzelner Personen in Erinnerung, etwa wenn das Gesinde sagt: »Heut bist du Herr, morgen werd ich es sein, heute ist's noch dir, morgen mir« oder wenn ein Abtrittfeger nach seinen Wünschen vom Rat befragt, antwortet: »Mich dünkt, man solle den Winter abschaffen, das würde der Bürgerschaft viel einbringen.«<sup>5</sup>

Auffällige Gebäude oder Kunstwerke einer Stadt werden so nur erwähnt, wenn sie mit Eindrücken verbunden waren, die sich wieder auf Personen beziehen.

Isolde Kurz wurde von der geliebten Josephine in einem Wägelchen auf den Stuttgarter Schloßplatz geführt. Unter der sogenannten Ehrensäule entdeckte sie beim Unterbau eine Steinfigur, von der sie meinte, es sei ihre Mutter. Sie erschrak und rief »Mamele, komm lunter!« immer ängstlicher und flehender. »Dieses starre, steinerne Dastehen flößte mir eine bange Furcht, ein wachsendes Grauen ein.« Und dazu kam noch ein dunkles Schuldgefühl, so daß sie schreiend die ganze Königstraße entlang

<sup>1</sup> Felix Platter, Tagebuch (Lebensbeschreibung), hrsg. v. Valentin Lötscher, Basel / Stuttgart 1976, S. 55 f.

<sup>2</sup> Isolde Kurz, Aus meinem Jugendland, Stuttgart / Berlin 1918, S. 13.

<sup>3</sup> Rudolf Presber, Aus der Jugendzeit. ..., Berlin / Leipzig 1928, S. 15.

<sup>4</sup> Johann Jakob Hässlin, Das Buch Weinsberg, München 1961, S. 67.

<sup>5</sup> Ebda., S. 46 ff.

nach Hause geführt werden mußte.<sup>6</sup> – All dies charakterisiert Kinder und nicht so sehr ihre Situation in der Stadt, es hätte sich genauso auf Dörfern ereignen können.

Wenn ältere Kinder in der Stadt des 19. Jahrhunderts beängstigende Ungerechtigkeiten erfahren, bleiben sie auch dabei personenbezogen. Karl Friedrich von Klöden berichtet von zwei »kleinen, niedlichen Mädchen von sieben und neun Jahren« in der Nachbarschaft. Deren strenge Mutter gab ihnen Strickarbeit, die sie bis abends sechs Uhr abzustricken hatten: »Fehlte um jene Stunde etwas daran, und das geschah sehr oft, so wurde die Schuldige übergelegt... Ihr Geschrei tönte durch die ganze Nachbarschaft.« – Dem Sohn des Böttchers, der auf dem Hofe wohnte, ging es nicht besser: »Diesen jagte die Mutter oftmals unter gewaltigem Geschimpfe ... auf dem Hof herum..., und wenn sie ihn erreichen konnte, versetzte sie ihm grimmige Hiebe...« Auch der Violinunterricht, den ein Musiker seinem neun Jahre alten Sohn gab, hatte oft arge Folgen: »Ehe man es sich versah, erhob sich mitten im »Eins, zwei drei« ein lautes Geheul, noch von dem letzten Ton der Violine begleitet.«<sup>7</sup>

Wenn Jugendliche, noch etwas älter, anfangen, sich über sich selber Gedanken zu machen, dann verschwinden die anderen Personen, doch die Bilder von der Stadt werden auch nicht konkreter. Lili Parthey etwa fuhr mit ihrer Mutter und den beiden Brüdern zu einer Tante und als sie das Observatorium besuchte, fand sie »von neuem Gelegenheit, Gottes Größe und Herrlichkeit zu bewundern... Zu meinen Füßen lag die Stadt in friedlicher Ruhe. Sie heißt »groß«; was ist sie in dem Himmelskörper, in dem sie liegt?... Und was bin ich auf dem weiten Raum der Erde!«<sup>8</sup> In diesem Alter geht es – so oder so – darum, seinen eigenen Weg zu finden, oft gegen das Verhalten der Erwachsenen, deren Ungerechtigkeiten bereits beunruhigen können. – Doch von der Stadt ist immer noch kaum etwas wahrzunehmen.

Nur wenige Kinder nehmen eine Sonderstellung ein: Für sie werden Städte wichtig, so wichtig, daß sie diese zu beschreiben versuchen. Dazu kann es kommen, wenn Eltern Kinder mit in andere Städte nehmen. Ähnliches kann auch eintreten, wenn Kinder anfangen, leidenschaftlich zu lesen, und wenn sie so in ihren Büchern Stadtbeschreibungen finden, die sie zu Vergleichen anregen. Es ist somit nicht die Stadt, in der ein Kind lebt, die ein Kind auf Städtisches aufmerksam werden läßt, sondern der Vergleich mit fremden Städten. Recht altklug gibt sich zwar die zwölfjährige Dorothea von Schlözer. Als sie mit ihrem Vater nach Rom reist, stört sie sich bei den meisten Städten an den engen Straßen und beklagt die fehlende »frische Luft«. In Rom ist

<sup>6</sup> Isolde Kurz (s. A 2), S. 13.

<sup>7</sup> Karl Friedrich von Klöden, Jugenderinnerungen, Leipzig 1911, S. 49 (von Klöden wurde 1786 geboren).

<sup>8</sup> Lili Parthey, Tagebücher aus der Berliner Biedermeierzeit, hrsg. v. Bernhard Lepsius, Berlin / Leipzig 1926, S. 53.

dies besser. Allerdings vom ersten Obelisk meint sie »so prächtig, wie ich mir es vorgestellt hatte, kam mir das Ding doch nicht vor.« und von dem Tiber schreibt sie, die aus Göttingen angereist war: »Meint ich Wunder was das für ein besonderer Fluß wäre: Und siehe da, es war ein Fluß wie alle Flüsse, gerade wie unsere Leine.« Entsprechend wurde der Obelisk charakterisiert: »Nicht einmal halb so hoch wie unser Johanniskirchturm, und sieht also vollends auf dem großen Platze ganz kleinlich aus.«<sup>9</sup> Und doch, von diesem naseweisen Mädchen erfährt man etwas.

Der junge Karl Philipp Moritz gehörte zu den Lesern, die sich an Büchern begeisterten. Er lebte – etwa in der selben Zeit – in seinen Phantasievorstellungen. Diese lassen bereits Kontraste erkennen, die für das ausgehende 19. Jahrhundert charakteristisch waren. So suchte er die Spannung von Gegensätzen. Seine Stadt gefiel ihm wenig: »Der ewig einförmige Anblick eben derselben Straßen und Häuser war ihm nun unerträglich: Neue Türme, Tore, Wälle und Schlösser stiegen beständig in seiner Seele auf, und ein Bild verdrängte das andere.« Die Städte malte er sich nach der »Höhe oder Tiefe der Vokale« aus: »So klang der Name ›Hannover‹ beständig prächtig in seinem Ohre, und ehe er es sahe, war es ihm ein Ort mit hohen Häusern und Türmen, und von einem hellen und lichten Ansehen. Braunschweig schien ihm länglicht, von dunklerem Ansehen, und größer zu sein, und Paris stellte er sich, nach eben einem solchen dunklen Gefühl bei dem Namen, vorzüglich von heller, weißlicher Häuser vor.«<sup>10</sup> Eng – weit, dunkel – licht – diese Kontraste versetzten den Jungen in Erregung und ließen Erwartungen entstehen, die, wie er allerdings bald erfuhr, bitter enttäuscht werden sollten. Im Grunde unterscheiden sich Dorothea von Schlözer und Karl Philipp Moritz nicht sehr voneinander. Beide machen sich, ehe sie eine Stadt sehen, ein Bild von ihr. Bei Dorothea wird diese Neigung durch Gespräche mit dem Vater noch gefördert. Diese Bilder versetzen sie in freudige Stimmungen. Sie schildern dann die Realität der Städte, weil diese ihre selbsterzeugten Stimmungen verändern.

Diese mit Stimmungen – und das heißt meist mit Spannungen – verbundene Zukunftsbezogenheit charakterisiert nun seit Mitte des 18. Jahrhunderts eine neue Generation. Sie schuf sich die englischen Parks, die mit ihrem ständigen Wechsel diese Erfahrung auf jedem Weg wach werden ließ.<sup>11</sup> So bezeugt das Interesse dieser Kinder an der Stadt eine zeittypische Wahrnehmungsweise. Ihr werden wir bei weiteren Vergleichen erneut begegnen.

<sup>9</sup> Franz Erich Mencken (Hrsg.), Dein dich zärtlich liebender Sohn. Kinderbriefe aus sechs Jahrhunderten, München 1966, S. 48 ff.

<sup>10</sup> Karl Philipp Moritz, Anton Reiser. Ein Psychologischer Roman, München 1971, S. 39.

<sup>11</sup> August Nitschke, Körper in Bewegung. Gesten, Tänze und Räume im Wandel der Geschichte, Stuttgart / Zürich 1989, S. 281 ff.; ders., Die Mutigen in einem System. Wechselwirkungen zwischen Mensch und Umwelt. Ein Vergleich der Kulturen, Köln / Weimar 1991, S. 146 ff.

### Land-Stadt

Wenn Kinder aus der Stadt auf das Land kamen, interessierte sie im 16. Jahrhundert die Welt außerhalb der Stadt so, wie sie die Gestalten und Ereignisse der Stadt wahrgenommen hatten. In der Stadt hatten sie auf Menschen und Tiere, auf deren Eigenheiten und Bewegungsweisen geachtet und diese mit einer Drastik, recht gegenwärtig, geschildert. Bei dieser Wahrnehmungsweise fühlten sie sich auf dem Lande fast wohler. Alles, was sie schätzten, fanden sie dort. Als der fünfjährige Hermann von Weinsberg von Köln aus über Land zur Großmutter ging, dachte er daran, was ihm am Ziel begegnen würde: »Ich wußte aber, wie lustig es zu Dormagen war. Ich hatte meine Freude an den Schafen, Lämmern, Kälbern, Ferkeln, Hühnern, Gänsen, Enten, Tauben, Pferden und sonstigem Getier, lief auch gern im Baumgarten und auf den Feldern umher, und dies half mir.«<sup>12</sup>

Im 18. Jahrhundert wird das Land aus anderen Gründen bevorzugt. Alles scheint dort gelassener und ruhiger. Die Abstände sind überschaubarer. Friedrich Wilhelm von Hoven, in Stuttgart geboren, kam als Dreijähriger in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts zu seinen Großeltern aufs Land. Dort wurde er liebevoll und realistisch mit dem Wald und den Tieren vertraut gemacht. Als ihn dann der Vater, inzwischen nach Ludwigsburg versetzt, dorthin holte, reagierte er scheu und abwehrend: »Die Stadt war mir zu groß, die Straßen zu weit und zu lang, die Häuser zu hoch, der Menschen, die ich in den Straßen hin- und hergehen sah, zuviel, und es dauerte mehrere Wochen, bis ich mich an diese fremde Welt gewöhnt hatte.«<sup>13</sup>

Auch im 18. Jahrhundert haben wir die ersten Zeugnisse dafür, daß Kinder mit Gefühlen der Spannung – oder Entspannung – auf den Unterschied zwischen Stadt und Land reagieren. Das kann zu ungunsten oder zugunsten der Stadt ausgehen. Der junge Jean-Jacques Rousseau gehörte zu den Verächtern der Stadt. Rousseau berichtet in seinen »Bekenntnissen« davon, wie er als Kind die Stadt verließ: »Auf dem Lande zu sein, war mir etwas so Neues, daß ich nicht müde werden konnte, es zu genießen. Ich faßte große Vorliebe dafür, die mich seitdem nie wieder verlassen hat. Die Erinnerung an die auf dem Land zugebrachten glücklichen Tage hat mich mit Sehnsucht nach ihm und seinen Vergnügungen erfüllt, bis ich endlich wieder aufs Land zurückkehren konnte.« Dort hatte er einen kleinen Garten, pflanzte er Blumen, dort kratzte er die Erde auf, »um vor Vergnügen zu jubeln«, wenn er das Korn, das er gesät hatte, keimen sah. Nur weil er dort von Verwandten ungerecht behandelt wurde, verlor, wie er schreibt, das Land »den einfachen sanften Reiz, der zu Herzen geht«.<sup>14</sup> Ähnlich berichtet Caroline Pichler von einem Sommer auf dem Dorf: »Die freie Natur, Bäume, Blumen, das Gebirg in der Ferne, schöne Sonnenuntergänge und Mond-

<sup>12</sup> Johann Jakob Hässlin (s. A 4), S. 40.

<sup>13</sup> Friedrich Wilhelm von Hoven, Biographie. Nürnberg 1840, S. 16.

<sup>14</sup> Jean-Jacques Rousseau, Bekenntnisse, hrsg. v. Konrad Wolter, 1, Leipzig / Wien 1916, S. 22, 32 f.

nächte sprachen mein Gefühl an. Es war mir immer leid, wenn wir im Herbst in die Stadt zurückkehrten.«<sup>15</sup>

Nach 1800 wurde dann der Eindruck vom Land dramatischer und so in gesteigerter Weise reizvoll: »In Berlin gab es keine echten Berge zu sehen. Aber zum Greifen nahe hingen echte Berge über dem Haupt, wenn die Rede war von den Engpässen Böhmens, den Schluchten des Riesengebirges, Felsen, die über die Straßen hinweggingen.« So berichtet Karl Gutzkow<sup>16</sup>. Dann entdeckten die Kinder das Geheimnisvolle, Verborgene in der Landschaft.<sup>17</sup>

Die gleiche Grundhaltung kann die Stadt nun auch in einem dem Land überlegenen, günstigen Licht erscheinen lassen. Dann sind Kinder und Jugendliche von freudiger Erregung erfüllt, wenn sie in die Stadt kommen dürfen. So hatten auch die Kinder, die Städte verglichen, reagiert. Die für das ausgehende 18. und für das 19. Jahrhundert so charakteristische spannungsvolle Erwartung richtet sich nun auf die Stadt. In ihr scheint die Zukunft reizvoller oder sie scheint mehr Geheimnisse zu bergen.

In dem einsamen Dorf, dem er eine »gewisse Lieblichkeit« nicht absprechen wollte, ist Paul Deussen 1845 geboren worden. Als er mit Freunden das erste Mal, durch einen Onkel finanziell unterstützt, nach Elberfeld fahren durfte, ging diesem Jungen »eine neue, nie gekannte Welt auf. Die hohen, glänzenden Häuser und Läden, die breiten, verkehrsreichen Straßen, das reichere Leben im Haus der dortigen Verwandten, das alles übte auf unsere unverwöhnten Gemüter einen mächtigen Zauber aus.« Ihn beeindruckte dann jedoch vor allem die Geschäftstüchtigkeit zweier Tanten. Eine zeichnete sich durch »einen klaren, kalten Verstand« aus, die andere war »ganz Gemüt, ganz Herz«.<sup>18</sup> Beide gewannen Bedeutung in seinem Leben.

Anders sah Albert Pfister die Stadt. Er kam als Neunjähriger vom Land im Jahre 1848 nach Waiblingen auf die Schule. Ihn verlockte in der Stadt das Historisch-Geheimnisvolle: »Da lernte ich, der ich mich seither nur in Obstgärten rings ums Dorf herumgetrieben hatte, die alten Türme und Mauern, ihre Ecken und Verschlupfe kennen, den geheimnisvollen Gang »unter der Mauer« und den gepflasterten Platz, den Friedhof und die Kapelle bei der alten Kirche... Voll Andacht horchte ich auf die Andeutungen, daß da und dort geharnischte oder den Rosenkranz betende Geister gehen, um einen Schatz zu hüten.«<sup>19</sup>

So bestätigen diese Zeugnisse des 18. und 19. Jahrhunderts: Das Interesse der Kinder und Jugendlichen an Plätzen, Straßen, Gebäuden, an Geschichte und Atmosphäre

<sup>15</sup> *Caroline Pichler*, *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben* 1, München 1914 (Caroline Pichler wurde 1769 geboren).

<sup>16</sup> *Karl Gutzkow*, *Aus der Knabenzeit*, in: *Gesammelte Werke* 1, Jena (o. J.), S. 40.

<sup>17</sup> Weitere Zeugnisse bei *August Nitschke*, *Junge Rebellen*, München 1985, S. 44 ff., 57 ff.

<sup>18</sup> *Paul Deussen*, *Mein Leben*, hrsg. v. *Erika Rosenthal-Deussen*, Leipzig 1922, S. 46 f.

<sup>19</sup> *Albert Pfister*, *Pfarrers Albert. Fundstücke aus der Knabenzeit*, Stuttgart / Berlin / Leipzig 1901, S. 11 ff.

der Stadt – der Blick dafür – hängt mit einer historischen Konstellation des späten 18. Jahrhunderts eng zusammen, mit der Bereitschaft und dem Wunsch, in Zustände erwartungsvoller Spannung zu geraten. Wurde diese Sehnsucht eher auf dem Land oder im Gebirge erfüllt, dann galt die Stadt den Kindern nichts mehr. Konnte die Stadt sie wecken oder gar steigern, dann wurde sie sorgfältig beobachtet und wurde alles in ihr Auffällige notiert. Es ist nicht die Stadt, es ist die epochen- und gesellschaftsgebundene Wahrnehmungsweise junger Menschen, die wir bei diesen Berichten kennenlernen. Diese nun ändert sich am Ende des 19. Jahrhunderts erneut.

Seit dem späten 19. Jahrhundert wird die Stadt manchmal als bedrückend oder einengend empfunden: »Welche Qual, diese Samstags- oder Sonntagsspaziergänge durch den alten Park mit seinen riesigen Kastanienbäumen und dem See, auf dem eine Prozession sehr hochmütig aussehender Schwäne schwamm, die ebenso klassenbewußt schienen wie manche Leute, die sie bewunderten!« Toni Sender, die dies berichtet, meint im Schwarzwald auf einem Bauernhof Unabhängigkeit zu finden: »Zum ersten Mal genoß ich Freiheit.«<sup>20</sup> Nun kommen Jugendliche mit der Stadt nicht mehr zurecht. Albert Speer etwa berichtet von Ferien, in denen er »in den österreichischen Bergen von Hütte zu Hütte zog«. Er schätzte eine Welt, die persönliche Erfolge ermöglichte: »Mühsame Aufstiege vermittelten das Gefühl wirklicher Leistung. Mitunter überzeugte ich in bezeichnender Hartnäckigkeit meine Mitwanderer, selbst bei schlechtestem Wetter, trotz Sturm, Eisregen und Kälte die einmal begonnene Tour nicht abzugeben, obwohl Nebel die Gipfelsicht verdarb.« Die Stadt wird darüber zu einem unüberschaubaren, gehetzten Ort. »Wenn wir dann von unseren Höhenfahrten zurück in das normale Leben des Tieflands mußten, war ich nicht selten eher verwirrt über das hektische Treiben in den Städten.«<sup>21</sup>

Es ist schon erstaunlich, daß von der Industrialisierung, die in jener Zeit das Bild der Städte so veränderte, gar nicht die Rede ist. Die Erwachsenen sprechen selbstverständlich davon. Den Kindern und Jugendlichen hingegen fällt auf, was in den ersten Lebensjahren ihrem Alter und was dann später ihrer epochengebundenen Wahrnehmungsweise gemäß ist. In dieser Hinsicht spiegeln ihre Eindrücke um die Jahrhundertwende einen Wandel, der erst einmal die bisher vertrauten Erwartungen nicht mehr aufkommen ließ. Es ist zu erkennen, wie diese Auseinandersetzungen mit Stadt und Land junge Menschen für extreme politische Richtungen anfällig werden ließen.

### *Beschäftigungen*

Selbstverständlich beanspruchte die Schule die Zeit der Kinder, doch das ist eine eigene Welt. Über diese, über die Lehrer und den Unterricht soll hier nicht gesprochen

<sup>20</sup> *Toni Sender*, *Autobiographie einer deutschen Rebellin*, hrsg. v. *Gisela Brinker-Gabler*, Frankfurt/Main 1981, S. 31 f.

<sup>21</sup> *Albert Speer*, *Erinnerung*, Frankfurt/M., Berlin 1969, S. 26.

werden. Hingegen interessieren die Spiele. Am häufigsten ist in allen Berichten von Kriegsspielen die Rede. Diese gab es auch auf dem Land. Aus dem Prozeß der Jeanne d'Arc wissen wir, daß die Jungen auf den Dörfern sich in zwei Gruppen, in Franzosen und Burgunder, aufteilten und so leidenschaftlich kämpften, daß Verwundete verbunden werden mußten. Bis in unser Jahrhundert hinein bekämpften sich Nachbarörter auch ohne politische Bindung. Manchmal verteidigten dabei die Burschen die Mädchen ihres Ortes.<sup>22</sup> In der Stadt gab es Kämpfe zwischen den politischen Parteien, Kämpfe zwischen verschiedenen Stadtteilen, Kämpfe zwischen Straßen, und dann – das war besonders beliebt – Kämpfe zwischen verschiedenen Schulen. Im 16. Jahrhundert berichtet Hermann von Weinsberg bereits davon: »In diesem aufrührerischen Jahr haben auch die Kinder und Schüler allenthalben miteinander Krieg geführt, sich geschlagen und gekämpft wie die jungen Hahnen; die von St. Jakob mit denen von St. Johann, die von St. Marien mit denen von St. Martin, und wiewohl ich sehr blöde war und mich nicht gern zur Wehr setzte, so habe ich doch, als mich einmal ein Junge am Haar zog und mich unterkriegen wollte, meinen Vorteil wahrgenommen und gleich zweie von ihnen in den Bach gestoßen, der vor meines Vaters Wohnung fließt, daß sie schier ersoffen wären.«<sup>23</sup>

Es hat keinen Sinn, auf Vollständigkeit dieser Berichte bedacht zu sein. Nur ein paar Beispiele: In den Erinnerungen der Darmstädter Gymnasiasten heißt es über die Zeit nach den Schulstunden: »Dann ging die wilde Jagd mit lautem Hallo durch das Gewühl der Winkel und Gassen, durch Häuser mit doppeltem Ausgang, kreuz und quer, auf und nieder in endlosen Fehden, die mit Fäusten, Stöcken, Steinen und im Winter mit Schneebällen ausgefochten wurden.«<sup>24</sup> Rudolph von Gottschall, ein eher besinnlicher Junge, dessen Hauptvergnügen der Schmetterlingsfang war, berichtet: »Die Wöllersgasse lag mit der benachbarten Weißgasse in fortwährendem Kampf. Über die Ursache hatt' ich nie nachgedacht – wir hatten einfach die Antipathie, und sie hatten sie auch. Die Keckheit dieser Brut aus der Weißgasse ging aber so weit, daß sie bisweilen durch den Thorweg in unseren Hof drang. Da ruhten wir nicht eher, als bis wir sie durch Steinwürfe wieder hinausgetrieben hatten.«<sup>25</sup> Dies war in Koblenz.

So wie sich in dieser »Neigung« die Jugendlichen von Stadt und Land nicht unterscheiden, so sind auch keine epochenspezifischen Besonderheiten zu beachten. Auch die Einstellung der Eltern zu Kriegen hatte nur geringe Auswirkungen. Man kann höchstens sagen, daß vielleicht kriegerische Ereignisse – wie schon zur Zeit von Je-

anne d'Arc – die Phantasie der Kinder und Jugendlichen etwas beeinflusste. Es fällt allerdings auf, daß bei den Kindern – selbst während wirklicher Kämpfe zwischen den Staaten – immer beide Parteien vertreten waren –, auch wenn die Eltern nur einer zu-neigten. Es geht eben um das Kriegsspielen und nicht so sehr um eine Parteinahme.

Christian Wilhelm Bechstedt etwa berichtet aus der Zeit der Französischen Revolution: »In diesen zwei Jahren ging das Kriegsspielen immer schlimmer fort. Auch die Erwachsenen hatten Gefallen daran, wenn wir mit Trommeln und Fahnen zum Tor hinausmarschierten. Wir hatten uns in Franzosen und Deutsche geteilt, und jede Abteilung war manchmal fünfzig Jungen stark.«<sup>26</sup> In der Stadt hat auch oft die Nähe zu den Kasernen beflügelnd gewirkt. August Bebel, dessen Vater Unteroffizier war, berichtet: »Sobald ich also die ersten Hosen und den ersten Rock anhatte... stellte ich mich, ausgestattet mit der nötigen Bewaffnung, neben oder hinter die auf dem freien Platz vor der Kasematte übenden Mannschaften und ahmte ihre Bewegungen nach.«<sup>27</sup> Mädchen hatten durchaus ähnliche Tendenzen, die sie, wenn Brüder ihnen halfen, gern verwirklichten. Isolde Kurz erzählt, daß sie durch ihre Mutter ganz früh Homer kennenlernte. So schufen sie aus dem quatschigen, gelben Oberesslinger Lehm das heilige Troja: »Dann verwandelten wir uns selbst in Helden und Götter, und um die Mauern Trojas wurde mit Macht gerungen. Ich trug wie die Brüder Helm und Schild und Lanze aus Pappdeckel und Goldpapier sowie ein mit dem Medusenhaupt geschmücktes Panzerhemd und warf den dicken Alfred, wenn er als Ares anstürmte, im Nahkampf nieder.«<sup>28</sup>

Diese Lust am Kriegsspielen schuf manchmal eine eigentümlich enge – den Eltern nicht immer sympathische – Verbindung zwischen Kindern und Soldaten. Wir wissen bereits aus dem 16. Jahrhundert, daß ein Junge aus Zürich mit den Troßbuben nach Italien zog. Der Amtmann fand ihn schließlich bei Chur zusammen mit anderen Schülern bei den Soldaten.<sup>29</sup> Die Kinder schleppten oft die Einquartierung ins Haus ihrer Eltern, nicht zu deren Entzücken. Ludwig Heck berichtet: »Ich war alle Augenblicke verschwunden, kam aber immer wieder, und oft mit einem neuen Kriegsmann.«<sup>30</sup> Friedrich Ritsert erzählt aus Darmstadt: »Die Bürger Darmstadts wollten von der Urbanität der französischen Soldaten nicht viel Rühmens erheben. Viele Beispiele von Übermut und Brutalität wurden erzählt... Mir kamen die kinderfreundlichen Franzosen nur liebenswürdig vor, und ich kann auch nicht sagen, daß wir jemals in unserem Hause Ursache gehabt hätten, über ihr Betragen Klage zu führen.«<sup>31</sup>

<sup>22</sup> Andreas Gestrich, Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung. Sozialgeschichte der Jugend in einer ländlichen Arbeitergemeinde Württembergs, 1800–1920, in: Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 69, Göttingen 1986, S. 106ff.

<sup>23</sup> Johann Jakob Hässlin (s. A 4), S. 48.

<sup>24</sup> Karl Esselborn (Hrsg.), Unter der Diltheykastanie, Darmstadt 1929, S. 75 (dort viele ähnliche Berichte).

<sup>25</sup> Rudolf von Gottschall, Aus meiner Jugend, Berlin 1898, S. 27.

<sup>26</sup> Christian Wilhelm Bechstedt, Meine Handwerksburschenzeit 1805–1810, Köln 1925, S. 18.

<sup>27</sup> August Bebel, Aus meinem Leben 1, Stuttgart 1911, S. 4f.

<sup>28</sup> Isolde Kurz (s. A 2), S. 32.

<sup>29</sup> Hansmartin Decker-Hauff (Hrsg.), Die Chronik der Grafen von Zimmern, Darmstadt 1972, S. 171f.

<sup>30</sup> Ludwig Heck, Heiter-ernste Lebensbeichte, Berlin 1938, S. 20.

<sup>31</sup> Karl Dietrich Esselborn (s. A 24), S. 82.

Selbstverständlich waren die Kinder auf die Franzosen neugierig. Als sie endlich kamen, »ergriff uns mehr eine freudige Aufregung und erfüllte uns mit der Lust einer endlich befriedigten Neugier, als daß wir von schmerzlichem Gefühl ergriffen gewesen wären.« Über das, was er sah, war Rellstab dann freilich überrascht: »Wir Knaben gingen, eifrig disputierend, immer noch im Streit über die Löwenstärke dieser Reiter, deren im Ganzen kleine, schwächliche Gestalt uns doch sehr in Verwunderung setzte, nach Hause.«<sup>32</sup> Die Preußen hingegen, die bei den Erwachsenen in Süddeutschland gar nicht sehr beliebt waren, konnten eine umgekehrte Wirkung auslösen. So erzählt Ludwig Heck: »Und nun entwickelte sich ein militärisches Schauspiel die breite Rheinstraße hinauf, das mich in wahre Ekstase versetzte, nachdem ich erst wie erstarrt gestanden hatte. Wie da die Beine geworfen wurden im Paradeschritt! Wie die genagelten Sohlen auf das harte Basaltpflaster aufklirrten! ... Ich kam nach Hause in heller Begeisterung: ›Jetzt sinn die Preuße da: die gewinne! die gewinne sicher! Die müßt ihr marschiere sehe!...‹ Und dabei schmiß ich meine Beine waagrecht hinaus, daß meine Mutter hell auflachte. Mein Vater aber machte ein nachdenkliches Gesicht.« Trotz dieser zahlreichen Berichte, die etwas den Eindruck hinterlassen, als ob die Stadt Kindern und Jugendlichen viel Anregungen – auch durch die Schullektüre – zum Kriegsspielen gab, ist nicht sicher, ob es sich wirklich um eine Eigenart junger Menschen handelt, die sich zu jeder Zeit und in jeder Gesellschaft durchsetzt. Allerdings charakterisiert es wohl die Anlagen der Jugend in Europa, denn von Kämpfen in eigenen Jugendbünden wissen wir schon aus keltischer Zeit.

Zu der Beschäftigung der Kinder in der Stadt gehört, daß einige von ihnen außerhalb der Schulzeit arbeiten. In den meisten Familien wurde von den Kindern erwartet, daß sie neben der Schule und neben ihren Spielen auch etwas taten. Karl Friedrich von Klöden erzählt von seiner Mutter – das war in der Mitte des 18. Jahrhunderts –, daß deren Mutter, die die drei schlesischen Kriege durchlebt hatte, »eine Frau aus der alten Schule«, ihrer Tochter, der Mutter Karl Friedrichs, als diese als kleines Mädchen »nur einige Minuten still saß«, zurief: »Aber Mädchen, du tust ja nichts!« Sie erhielt die Antwort: »Ich habe nichts zu tun.« Nun meinte die Mutter ärgerlich: »Ach was! Wenn ein Mädchen nicht weiß, was sie tun soll, schneidet sie sich ein Loch in die Schürze und flickt es wieder zu.« Als das Kind sich bei der nächsten Gelegenheit daran hielt, »sollte es Prügel setzen«.<sup>33</sup>

Bei dieser Einstellung achteten auch die Eltern in der Stadt auf die Beschäftigung ihrer Kinder.

Hatten die Häuser kleine Gärten, wurden die Kinder oft zur Gartenarbeit angehalten. Kinder nutzten die Situation und verkauften, was sie produzierten, an eigenen Orten. »Der Markt war meistens nur von den Jungens beschickt.« Sie »handelten und

<sup>32</sup> L. Rellstab, *Aus meinem Leben*, Berlin 1861, S. 49.

<sup>33</sup> Karl Friedrich von Klöden (s. A 7), S. 17f.

tauschten dort wie die Alten«, berichtet Helene Lange, die übrigens auch zu den Mädchen gehörte, die an den Trojanischen Kriegen ihrer Brüder als griechischer Krieger teilnahm.<sup>34</sup>

Der Berufsarbeit näher standen Anweisungen, die in Kaufmannsfamilien den Kindern gegeben wurden. Fanny Lewald etwa berichtet: »Befanden wir uns auf der Straße und fuhr ein Wagen an uns vorüber, auf dem Fässer oder Kisten geladen waren, so fragte mein Vater ganz kurz: ›Was ist in den Fässern, Kisten, Ballen verpackt?‹ Wußten wir es nicht, so hieß es: ›Du hast solche Kisten aber schon beim Gewürzkrämer gesehen. Das sind Rosinenkisten! Du hast solche Ballen schon im Vorbeigehen an der Waage gesehen, das sind Baumwollballen! Du hast solche verkalkten Fässer schon oft gesehen, das sind Ölfässer! Und wenn du es nicht weißt, warum fragst du nicht? Man muß die Augen offen haben und nichts ansehen, ohne zu denken und zu fragen, was es ist!«<sup>35</sup> In dieser Königsberger Kaufmannswelt wirkte sich auch der Kontakt nach Petersburg und Warschau auf die Kinder aus.

Wieder anders war die Situation der Kinder in Familien, in denen die Eltern als Arbeiter oder Bauern nicht genug verdienten. Wenn man den Zeugnissen trauen darf, war hier der Kontakt der Kinder zu Geschwistern und Eltern so eng, daß sie immer wieder bei ihrer Arbeit an diese dachten. Carl Scholl, ein »alter Handwerker aus Memel«, berichtet, er habe als Kind beim Verkauf mitgewirkt. »Bisweilen trafen wir ... eine mitleidige Hausfrau an, die uns als Zugabe ein Stück Brod gab, welches nicht heißhungrig verschlungen, sondern regelmäßig nach Hause gebracht wurde, damit die Mutter und der jüngste Bruder auch etwas bekämen.«<sup>36</sup> Paul Löbe erzählt: »Wir Kinder mußten bald bei der Heimarbeit helfen. Doch die eintönige, langweilige Nähe im engen Gelaß trieb die älteren von uns auf die Suche nach einer abwechslungsreicheren Tätigkeit... Mit zwölf Jahren machte ich bereits den wohlbestallten Laufburschen in dem Scheiblerschen Schuhgeschäft in der Beckerstraße, reinigte morgens um 6 Uhr den Laden und den Bürgersteig, putzte die Schuhe, holte das Frühstück ein, um dann gegen sieben Uhr in die Schule zu traben... Wir verrichteten all diese Arbeiten nicht widerwillig, waren im Gegenteil stolz, wenn wir der Mutter, die doch für alle sorgen mußte, ein paar Groschen bringen konnten.«<sup>37</sup> Aus dem 20. Jahrhundert berichtet dann ein Arbeiter anonym – nicht ganz so altruistisch: »In unserer Nähe wohnte ein Klempner, für den ich reparierte Kochpötte forttrug, dafür hatte ich die Wahl, fünf Pfennige oder eine Stulle. Ich wählte das erstere stets. Die Stulle erhielt ich

<sup>34</sup> Helene Lange, *Lebenserinnerungen*, Berlin 1928, S. 14ff.

<sup>35</sup> Fanny Lewald, *Meine Lebensgeschichte*, hrsg. v. Gisela Brinker-Gabler, Frankfurt/Main 1980, S. 56.

<sup>36</sup> Carl Scholl, *Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel*, hrsg. v. M. und J. Rehsener, Stuttgart 1922, S. 19.

<sup>37</sup> Paul Löbe, *Der Weg war weit*, Berlin 1954, S. 10f.; sehr ähnlich: Carl Severing, *Mein Lebensweg*, 1, Köln 1950, S. 6.

still vom Dienstmädchen, die fünf Pfennige wurden umgesetzt in Wurstabfall oder Krümelgebäck. Obst holten wir von der Landstraße, am Tage darauf suchte der Feldhüter die Gesichter in der Schule auf. Er nahm uns auch den Sack ab und verprügelte uns. Bis zum vierzehnten Lebensjahr war ich tätig in einem Warenhaus als Laufjunge... Der Chef hatte einen Hund, den ich waschen und flöhen mußte, jeden Samstag. Zur Weihnachtszeit stand ich im Schaufenster zwischen den Spielsachen als Reklamepuppe, von nachmittags vier bis acht Uhr. Drei Sonntage machte ich das, wofür ich ein halbes Pfund Pralines erhielt.«<sup>38</sup>

Bei diesen Arbeiten kamen Kinder und Jugendliche mit einem Milieu zusammen, das sie nur in der Stadt kennenlernen konnten. Die Tätigkeit im Schaufenster des Warenhauses setzte auch eine gewisse Anonymität voraus. Im Dorf wäre man arg von seinen Freunden verspottet worden. So wäre unser Ergebnis: Kinder – fast möchte man sagen: nur Kinder –, die arbeitend Geld verdienen müssen, spüren etwas die Realität einer Stadt und werden durch sie geprägt.

#### Die Zerstörungen der Stadt

Wie bei der Einquartierung der Soldaten sind Kinder auch bei der Zerstörung von Häusern und Stadtteilen recht unbefangene Zeugen. Ihre Berichte geben bei diesen Ereignissen allerdings auch unverhüllt Reaktionen wieder, die die Bindungen und Erwartungen, die Raum- und Zeitvorstellungen einer Gesellschaft spiegeln.

Am Ende des 18. Jahrhunderts berichtet Karl Philipp Moritz über die Verhaltensweisen eines Jungen: »Das allergrößte Vergnügen machte es ihm, wenn er eine aus kleinen papiernen Häusern erbaute Stadt verbrennen und dann nachher mit feierlichem Ernst und Wehmut den zurückgebliebenen Aschenhaufen betrachten konnte. Ja, als in der Stadt, wo seine Eltern wohnten, einmal wirklich in der Nacht ein Haus abbrannte, so empfand er bei allem Schreck eine Art von geheimem Wunsche, daß das Feuer nicht so bald gelöscht werden mögte. Dieser Wunsch hatte nichts weniger als Schadenfreude zum Grunde, sondern entstand aus einer dunklen Ahndung von großen Veränderungen, Auswanderungen und Revolutionen, wo alle Dinge eine ganz andere Gestalt bekommen, und die bisherige Einförmigkeit aufhören würde.«<sup>39</sup>

Hier ist die für die damalige Gesellschaft charakteristische – uns bereits vertraute – an künftigen Spannungen orientierte Wahrnehmungsweise wieder an den Reaktionen des Kindes zu erkennen. Später nennen es die Historiker die »Dynamisierung der Zeiterfahrung«, die in einer Weise eine der Voraussetzungen für die industrielle Revolution wurde.

In unserem Jahrhundert ist bei Kindern diese spannungsfreudige Zukunftsbezogen-

heit nur selten anzutreffen. Sie können statt dessen erstaunlich auf den anderen, etwa auf den Adressaten ihrer Briefe, eingestellt sein und so bemüht, bei durchaus nüchterner Realistik alles etwas zu entdramatisieren. Mit 13 Jahren schreibt ein Mädchen an ihre Freundin: »Wir waren heute auf der Seegrube, wir lagen in einer Kule, Hände überm Kopfe, um uns sausten die Bomben ... die Erde erzitterte unter den gewaltigen Erschütterungen, um uns her hagelten die Flaksplitter ... es war grauenhaft. Ich dachte mehr kann fast auch ein Soldat im Schützengraben an der Ostfront nicht fühlen ... Aber auch das ging vorüber ... Doch nun Schluß von diesen Greuelmärchen ... Gestern im »Rigoletto« (Oper von Verdi); fabelhaft; wir saßen 1. Reihe und sahen schick aus.« So 1943 in einem Brief, der begann: »Las mit Schrecken, daß Euer Haus abgebrannt ist. Ich bin wahnsinnig erschrocken.«<sup>40</sup>

Wenn Kinder und Eltern in gleicher politischer Gesinnung – etwa in der Abneigung gegen die nationalsozialistische Partei – miteinander verbunden sind, werden Familien in der Großstadt zu Inseln, auf denen jeder jeden kennt und jeder auf jeden angewiesen ist. So kann ein vierzehnjähriger Junge aus der Kinderlandverschickung 1943 schreiben: »Es sind ganz nette Lehrer (leider alles alte PG-Knacker und Knackerinnen. Aber mit »Heil Hitler« schafft man da alle). Der Schulweg war sehr gemütlich, Du brauchst Dir also wirklich keine Sorgen zu machen.«<sup>41</sup>

Die Trennung von Berlin jedoch bringt Kummer. Dabei wird die Stadt durchaus realistisch gesehen und die Lage entsprechend eingeschätzt. Wieder ein vierzehnjähriges Mädchen an ihre Freundin: »Ich war einen Tag in Berlin ... Ja, in Berlin war es pfundig, ich durfte sogar zu Hause schlafen.« Doch wie sah es aus! »Die eine Treppwand hat ein riesiges Loch und in jeder 2. Wand ist ein Riß oder so. Das ganze Haus sieht ziemlich böses aus.« Und trotzdem – die Bindung zu dieser Stadt bleibt intensiv und stark: »Als ich wegfuhr war mir ziemlich zum heulen zu Mute. Berlin bleibt eben doch Berlin. Als ich unser Haus sah, den Garten und so weiter habe ich mir gedacht, ich würde lieber diese ganze Bombengeschichte mitmachen, nur um zu Hause zu sein.«<sup>42</sup> – Nur zum Vergleich der Brief eines zwölfjährigen Mädchens an ihre evakuierten Geschwister: »Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen wie schön es hier (auf einem Besuch in Berlin) ist. Am 1. Tag war 1mal Alarm. Dienstag nichts, Mittwoch 2mal, Freytag 3mal; aber trotzdem gibt es keinen schöneren Ort als Berlin und zu Hause in Berlin.« Am Ende steht dann: »Hier ist der Himmel auf Erden und nirgends in der Welt kann es trotz Alarm und anderen Schwierigkeiten schöner sein. Nie und nirgends.«<sup>43</sup>

Diese Zuneigung gilt gar nicht so sehr der Familie, sie richtet sich auf Haus, Gar-

<sup>40</sup> Franz Erich Mencken (s. A 9), S. 317.

<sup>41</sup> Ebda., S. 316f.

<sup>42</sup> Ebda., S. 319.

<sup>43</sup> Ebda., S. 321.

<sup>38</sup> Wolfgang Emmerich (Hrsg.), Proletarische Lebensläufe, 2, Reinbek 1975, S. 71.

<sup>39</sup> Karl Philipp Moritz (s. A 10), S. 21.

ten, auf das »Zu-Hause« und – unüberhörbar – auf eine Stadt, auf Berlin. Diese Kinder sind auf Gegenwärtiges eingestellt, und Zerstörungen beunruhigen sie nicht. Wenn dies eine neue Wahrnehmungsweise im 20. Jahrhundert sein sollte, wäre sie von einer sehr sachbezogenen erstaunlichen Intensität.

Unsere Ergebnisse: Kinder in der Stadt nehmen meist auf, was ihrem Alter gemäß ist. Insofern unterscheiden sich ihre Eindrücke und Verhaltensweisen von denen der Erwachsenen, kaum jedoch von denen ihrer Altersgenossen auf dem Land. Selbst die Freude an kriegerischen Spielen ist wohl altersbedingt. – Dies war im Grunde zu erwarten.

Interessant ist hingegen, daß Kinder – etwa vom achten Lebensjahr an –, wenn sie Städte vergleichen oder wenn sie Stadt und Land vergleichen, eine für ihre Gesellschaft und für ihre Epoche typische Wahrnehmungsweise haben. Manchmal sind sie in dieser Hinsicht von Erwachsenen beeinflusst, manchmal könnten sie diese Art wahrzunehmen unabhängig oder früher als die Erwachsenen erworben haben. Das wäre noch zu überprüfen.<sup>44</sup>

Überraschend ist vielleicht auch, daß die Realität der Stadt fast nur Kindern, die in ihr arbeiten und Geld verdienen, bewußt wird. Jedenfalls erfahren wir nur über sie Genaueres vom Alltag einer Stadt.

Auf Zerstörungen der Stadt reagieren Kinder in einer epochenspezifischen Weise. Dabei ist schon erstaunlich, wie unmittelbar, unverstellt und mit welcher Heftigkeit sich Kinder dem ihnen vertrauten Haus und ihrer Stadt zuwenden können. Wie viel Bindungen kann unsere Art wahrzunehmen enthalten!

<sup>44</sup> Weitere Beobachtungen dazu: *August Nitschke* (s. A 17).

Imbke Behnken / Jürgen Zinnecker

## Straßenkinder und ihre Wächter

*Eine Fallstudie zur städtischen Kindheit um 1900*

1. Einleitung – 2. Städtische Ortswächter im Prozeß der Zivilisation – 3. Geschichten vom Umgang mit den Ortskontrolleuren – 4. Kinderfreunde und Öffentlichkeit der Nachbarschaft – 5. Blickerweiterung

### 1. Einleitung

Große Städte gelten gegenwärtig als problematische Lebensräume für Kinder. In dieser Diagnose stimmen Kindheitsforscher, Stadtplaner und Pädagogen überein.<sup>1</sup> Zu den zentralen Problemzonen, die zur Unwirtlichkeit der öffentlichen Plätze und Straßen beitragen, gehört deren mangelhafte Sicherheit. Dazu zählen nicht nur die offensichtlichen physischen Risiken, die der Straßenverkehr mit sich bringt, sondern auch die sozialen Gefahren, die durch unzureichende soziale Kontrollen dieser Orte entstehen. Vor allem in den USA – mit den dort sich spezifisch zuspitzenden »Überlebensproblemen« von Bewohnern großer Städte – wurde dieser soziale Risikofaktor des Stadtlebens eingehend diskutiert und untersucht.<sup>2</sup> Bezogen auf Kindheit sind insbesondere die Beobachtungen und Analysen der Stadtkritikerin Jane Jacobs bekannt geworden. Sie verglich die öffentlichen Räume von Stadtteilen, die durch hohe soziale Risiken für die körperliche und psychische Unversehrtheit der jüngeren und älteren Bewohner gekennzeichnet waren, mit Wohnquartieren, wo sich diese sozial verletzbaren Gruppen gefahrlos in der Öffentlichkeit aufhalten konnten. Der entscheidende Unterschied, den J. Jacobs herausstellt, ist die örtliche Präsenz von »wachsamen Augen«, die – während sie ihren Alltagsgeschäften nachgehen – beiläufig und unauthorisiert das soziale Geschehen auf den Straßen und Plätzen beobachten und auf diskrete Weise kontrollieren.

Ungeachtet einzelner Versuche, die Vielfalt sozialer Ortswächter durch stadtplanerische und politische Maßnahmen wiederherzustellen, ist als langfristige Entwick-

<sup>1</sup> U. Preuss-Lausitz u. a., *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg*, Weinheim / Basel 1983; C. Ward, *Das Kind in der Stadt*. Frankfurt a. M. 1978 / F. Thiemann, *Kinder in den Städten*, Frankfurt a. M. 1988.

<sup>2</sup> J. Jacobs, *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*, Gütersloh 1963 (amerikanische Originalausgabe 1961). S. Milgram, *Das Erleben der Großstadt. Eine psychologische Analyse*, in: *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 1 (1970), S. 142–152.

lung eine Verdrängung dieser Gruppen aus der lokalen Öffentlichkeit zu konstatieren. Für die Geschichte städtischer Kindheit ergibt sich daraus, daß die Jüngeren verstärkt auf die Angebote pädagogisch betreuter Binnenräume – von der Familienwohnung bis hin zu vor- und außerschulischen Einrichtungen – angewiesen sind.<sup>3</sup> Kindheitsforschung spricht, darin der zivilisationsgeschichtlichen Forschung folgend, von einer weitgehenden »Verhäuslichung« heutiger Kindheit.<sup>4</sup>

Wo Kontakt von Kindern mit städtischer Öffentlichkeit unvermeidbar ist, wird ein pädagogischer Regelkatalog wirksam, der die Kinder trainiert, sich routiniert-antisozial gegenüber der risikoreichen sozialen Umwelt zu verhalten (»Trau keinem Fremden und geh mit niemandem mit.«). Damit wird zugleich das Lern- und Anregungspotential, das die soziale Nahwelt für die Jüngeren bereithält, ausgegrenzt.<sup>5</sup>

Eine solche problematische Entwicklung städtischer Kindheit ruft das historische Interesse wach. Wie war Kindheit in jener Epoche sozial im öffentlichen Raum geschützt, als »Straßensozialisation«<sup>6</sup> der dominante Modus des Aufwachsens war, zumindest für die Mehrheit kleinbürgerlicher und Arbeiter-Kinder? In der einschlägigen Forschung zur Sozialgeschichte von Straßenkindheit ist diese Fragestellung nicht thematisiert. Das gilt beispielsweise für die Studie von Schlumbohm<sup>7</sup> zur Bedeutung des Straßenlebens für kleinbürgerliche Stadtkinder im späten 18. Jahrhundert wie für die Untersuchung von M. u. H. Muchow<sup>8</sup> zum öffentlichen Gruppenleben Hamburger Arbeiterkinder der 30er Jahre.

Als Zeitraum für die eigene Untersuchung wählten wir die Zeit um die Jahrhundertwende als eine Hochphase der Straßenkindheit. Angesiedelt ist die Fallstudie in zwei Wiesbadener Stadtvierteln, die im Zuge der frühen Stadterweiterung im 19. Jahrhun-

dert als Wohnquartiere für die »kleinen Leute« – angrenzend an die alte Stadt – errichtet wurden.<sup>9</sup> Wiesbaden interessiert uns hier nicht als die repräsentative Wilhelminische Kurstadt, sondern – die andere Seite – als Arbeits- und Wohnort für die Vielzahl derer, die für die bürgerlich-adelige Stadtgesellschaft als Dienstleistende tätig waren. Die beiden Untersuchungsorte – Westend und Nordend – zeichnen sich um 1900 durch eine hochverdichtete Blockbebauung mit ein bis zwei Hinterhöfen aus. Kennzeichnend für die Quartiere ist die Vermischung von Handel, Gewerbe und Alltagsleben der Bewohner. In sozialstruktureller Hinsicht handelt es sich um einen gemeinsam geteilten Lebensraum von städtischer Unterschicht und Kleinbürgertum, aus dem Bürgertum und Adel des Wilhelminischen Kaiserreiches ausgeschlossen sind.

Hauptquelle für die Untersuchung von Straßenkindheit und Ortswächtern sind erzählte Erinnerungen von rund 40 Zeitzeugen und Zeitzeuginnen, die mehrheitlich zwischen 1890 und 1910 in den Quartieren geboren sind und dort ihre (Straßen)Kindheit durchlebten. Ergänzt werden die mündlichen Quellen durch publizierte Autobiographien prominenter bürgerlicher Autoren und Autorinnen.<sup>10</sup>

## 2. Städtische Ortswächter im »Prozeß der Zivilisation«

Erwachsene, die den Quartiersraum bevölkern, lassen sich als »Ortswächter« verstehen. Durch ihre handelnden Eingriffe in die Kinderwelt, aber auch durch die bloße Anwesenheit, die stillschweigend Regeln setzt, kontrollieren sie den Kindheitsraum vor Ort. Die Sozialkontrolle hat eine »positive« wie eine »negative« Seite. Ortswächter tragen zur soziokulturellen Integration der Kinder ins Quartiersleben bei; sie stiften »positiv« mit Inhalt angereicherte Sozialkontakte: Sie stehen als Gesprächspartner bereit, lassen den Jüngeren gelegentliche Hilfeleistungen zugutekommen, weisen sie in die sozialen Spielregeln und in die Rituale ein, die am Ort gelten usw. Die Kehr-

<sup>3</sup> H. Zeiber, Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945, in: V. Preuss-Lausitz u. a. (s. A 1), S. 176–195.

<sup>4</sup> P. Gleichmann, Die Verhäuslichung körperlicher Verrichtungen; in: P. Gleichmann / J. Goudsblom / H. Korte (Hrsg.), Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Frankfurt a. M. 1978; P. Gleichmann, Einige soziale Wandlungen des Schlafens, in: Zeitschrift für Soziologie 9 (1980), S. 236–250; J. Zinnecker, Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. Kindheitsgeschichte im Prozeß der Zivilisation, in: I. Behnken (Hrsg.), Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozeß der Zivilisation, Opladen 1990.

<sup>5</sup> I. Behnken / J. Zinnecker, Soziale Entwöhnung der Straßenkinder oder: Härtestests für junge Stadtbewohner, in: Chr. Büttner / A. End (Hrsg.); Lebensräume für Kinder. Jahrbuch der Kindheit, Band 6, Weinheim / Basel 1989, S. 37–66.

<sup>6</sup> R. Lindner, Straße – Straßenjunge – Straßenbände. Ein zivilisationstheoretischer Streifzug, in: Zeitschrift für Volkskunde 2 (1983), S. 192–208; J. Zinnecker, Straßensozialisation. Versuch, einen unterschätzten Lernort zu thematisieren, in: Zeitschrift für Pädagogik 26 (1979), S. 727–746.

<sup>7</sup> J. Schlumbohm, »Traditionelle« Kollektivität und »moderne« Individualität: Einige Fragen und Thesen für eine historische Sozialisationsforschung. Kleines Bürgertum und gehobenes Bürgertum Deutschlands im späten 18. Jahrhundert als Beispiel, in: B. Vierhaus (Hrsg.), Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Band 8, 1980).

<sup>8</sup> M. Muchow / H. Muchow, Der Lebensraum des Großstadtkindes. Mit einem Vorwort von J. Zinnecker, Bensheim 1978 (Originalausgabe 1934).

<sup>9</sup> D. Glatthaar, Viertelbildung in Wiesbaden (Diss.), Mainz 1969; Chr. Spielmann / F. Krake, Atlas der Stadt Wiesbaden. Die Entwicklung des Weichbildes der Stadt Wiesbaden, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, 1912.

<sup>10</sup> K. Korn, Lange Lehrzeit. Ein deutsches Leben, Frankfurt a. M., 1975; M. Ludendorff, Kindheit und Jugend. Erster Teil von: Statt Heiligenschein oder Hexenzeichen – Mein Leben, München 1932; H. Grimm, Leben in Erwartung. Meine Jugend, Lippoldsberg 1952.

Das Projekt wurde unter dem Titel »Stadt und Quartier als Lebensraum von Kindern, Jugendlichen und ihren Pädagogen, 1900 bis 1980« an den Universitäten Leiden, Marburg und Siegen durchgeführt und – für zwei Jahre – von der Stiftung Volkswagenwerk gefördert. Das Forschungsprojekt war als historisch kulturell vergleichende Studie angelegt, die sich mit dem Wandel städtischer Lebensräume als Umwelten von Kindern seit 1900 befaßte. Informationen zum Projekt: I. Behnken / M. du Bois-Reymond / J. Zinnecker, Stadtgeschichte als Kindheitsgeschichte. Lebensräume von Großstadtkindern in Deutschland und Holland um 1900, Opladen 1989 und I. Behnken (Hrsg.) (s. A 4). Weitere unveröffentlichte Projektberichte sind in der Bibliothek der Universität-Gesamthochschule Siegen, Bibliothek, Adolf-Reichwein-Str. 2, 5900 Siegen ausleihbar. Projektbericht zu dem vorliegenden Aufsatz: I. Behnken / J. Zinnecker, Ortswächter und soziale Vernetzung im Quartier, Wiesbaden / Siegen 1987.

seite der Wächertätigkeit besteht darin, Grenzen des Möglichen zu setzen, Verbote auszusprechen, Bestrafungen vorzunehmen usw.

Die historischen Kindheitszeugen der Geburtsjahrgänge 1890 bis 1910 klassifizieren die verschiedenen Gruppen von Ortswächtern anders als erwartet. Wir waren beispielsweise – nicht zuletzt aufgrund von Kindheitsbeobachtungen und Befragungen aus der Gegenwart – davon ausgegangen, daß selbständige Geschäftsinhaber und Handwerksmeister zu den negativ sanktionierenden Kontrolleuren von Kindheit zu rechnen seien. Was für die Gegenwart zutrifft, erwies sich für die Zeit unmittelbar nach 1900 als irrig. Aus den Interviews ergab sich folgende Einteilung:

Ortskontrolleure, die gerechnet wurden	
zu den soziokulturellen Helfern (positive Bezugnahme und Vernetzung)	zu den sanktionierenden Instanzen (negative Bezugnahme und Grenzziehung)
Hausbewohner Gastwirte Handwerker/Meister Ladenbesitzer (Handel) u. a.	Lehrer Pastoren/Pfarrer Polizisten Feldschützen u. a.

Welche Deutungsmuster wir dieser Klassifikation zugrundelegen, wird an späterer Stelle im Text erläutert. Hier sei nur so viel gesagt, daß die erste Bezugsgruppe offenbar als Teil der (Über-)Lebensgemeinschaft des Arbeiter- und Kleinbürgerquartiers definiert ist, während die letzteren als regelsetzende Instanzen erscheinen, die – von außerhalb kommend – missionierend und einengend als Delegierte übergeordneter Instanzen von Kultur, Politik, Ökonomie im Quartier tätig waren. Beide Gruppen von Ortskontrolleuren sind im gesellschaftlichen Raum dem Kleinbürgertum zuzurechnen. Während es sich bei Helfern der Kindheit jedoch überwiegend um die Fraktion der kleinen ökonomischen Selbständigen handelt, zählen die Kontrolleure zur Kulturfraktion dieser Klasse.

Bei der folgenden Interpretation will bedacht sein, daß wir historische Veränderungen in Struktur und Qualität des lokalen Wächtersystems im Auge haben. Wir focusieren die Kindheitsepoche zwischen 1900 und 1920 in zivilisationshistorischer Absicht. Welche Entwicklungslinien des kindlichen Nah- und Alltagsraumes lassen sich zwischen damals und heute ausmachen? Wir haben versucht, einige der vermuteten Tendenzen in Anlehnung an zivilisationstheoretische Gedanken von N. Elias und seiner »Schule« in Kurzformeln greifbar werden zu lassen.<sup>11</sup> Danach vermuten wir zwi-

<sup>11</sup> Vgl. N. Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bände, Frankfurt a. M. 1978/1969; P. Gleichmann / J. Goudsblom / H. Korte (Hrsg.),

schen 1900 und heute eine sozialgeschichtliche Entwicklung von informellen Quartierswächtern zur Selbst- und anonymisierten Fremdkontrolle und eine Abnahme der örtlichen Präsenz und der Handlungsautonomie lokaler Kontrollinstanzen.

Legen wir diese Formeln für die Kindheitsepoche zu Anfang des 20. Jahrhunderts aus, so suchen wir im Quellenmaterial, kurz gefaßt, nach Bestätigung oder Widerlegung folgender Hypothesen:

1. Die Kontrolle des sozialen Raumes im Stadtteil verteilte sich um 1900 auf viele Personen und Gruppen. Die Scheidung in »berufene« und »unbefugte« Kontrolleure von Kindheit, die für die gegenwärtige Epoche so charakteristisch ist, war damals noch wenig(er) entwickelt. Das heißt, einer geringen Zahl professioneller Kindheitswächter stand eine große und vielfältige Gruppe selbsternannter informeller Ortswächter gegenüber. Nahezu jeder exponierte Viertelbewohner bzw. im Quartier tätige Erwachsene sah sich – und war es in gewissem Umfang – befugt, sanktionierend oder helfend in das Kinderleben vor Ort einzugreifen. Ortswächter waren um 1900 also nicht nur Lehrer oder Polizisten, sondern ebenso die Hausnachbarn, Berufskollegen der Eltern, Ladenbesitzer, Handwerksmeister, öffentliche Bekannte.
2. Was die berufsmäßigen Wächter von Kindheit, also die Lehrer, Pfarrer, Schutzleute, Hausbesitzer angeht, so war deren Eingriffskompetenz seinerzeit gleichfalls unhinterfragter und weitreichender als in der Gegenwart. So dürfen wir hinsichtlich der Lehrer des Ortes unterstellen, daß sie mit Kindheit im Quartier seinerzeit mehr befaßt waren als Lehrer heute. Sie hatten ein erweitertes Recht auf körperliche Züchtigung, auf Stellungnahme zur Freizeit ihrer Schüler, auf Achtung ihrer Autorität im Straßenraum u. ä.
3. Die erweiterte Handlungskompetenz professioneller Ortswächter war mit der größeren Präsenz dieser Gruppe im öffentlichen Quartiersraum verknüpft. Manche der gegenwärtig zentralisierten Kontrollinstanzen befanden sich um 1900 noch im Quartier. Kirchen, Schulen, Polizeireviere gehörten zum festen Bestandteil der Nachbarschaft. Entsprechend ortsgebunden und wenig distanziert übten die Berufsgruppen, die diese Organisationen vor Ort vertraten, ihre Tätigkeit gegenüber Kindern und deren Familien aus.
4. Pädagogische, soziale und kirchliche Einrichtungen fungierten als zentrale kulturelle Mittler für die Kinder aus dem Arbeiter- und Kleinbürgerquartier. Mehr als heute waren Kinder und deren Eltern auf die Angebote dieser Institutionen angewiesen, wollten sie kulturelle Kompetenzen erwerben oder am kulturellen Leben der Ortsgesellschaft teilhaben. So vermittelten beispielsweise Schule und Kirche den Umgang mit Musik (Gesang, Instrumentenspiel), mit Buch- und Lesekultur (Lesehallen),

(s. A 4); P. Gleichmann / J. Goudsblom / H. Korte (Hrsg.), Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2, Frankfurt a. M. 1984.

sie organisierten Theater- und Kinobesuche, Ausflüge zu Sehenswürdigkeiten der Umgebung usw.

5. Die kulturelle Mittlertätigkeit war von ausgesprochen missionarischer Qualität. Schule, Kirche, Fürsorge verstanden sich als Sendboten bürgerlicher (Hoch-)Kultur und moralischer Verhaltensstandards. Die zivilisierende Mission gegenüber den städtischen Unterschichten umfaßte Hygiene, Erziehungslehre, kulturelle Standards des Wohnens, Essens, Kleidens, der Anstands- und Höflichkeitsregeln und vieles mehr. Die Imprägnierung mit hegemonialer bürgerlicher Kultur erfolgte offensiv und im Bewußtsein moralisch-politischer Legitimität. Demgegenüber hat sich zur Gegenwart hin die Selbstdefinition dieser sozialen und kulturellen Kontrollinstanzen als Missionare bürgerlicher Kultur verringert. Im Zuge der Umwandlung in eine Dienstleistungsgesellschaft verstehen sich die Vertreter solcher Profession gegenwärtig mehr als Spezialisten, die begrenzte Handlungsangebote und Hilfestellungen für eine Laienklientel bereithalten.

6. Die Anonymisierung der sozialräumlichen Kontrolle war seinerzeit weniger vorangeschritten als heute. An vielen Stellen waren noch Personen als Ortswächter tätig, die später durch technische Kontrollsysteme ausgetauscht wurden. An die Stelle des Verkehrspolizisten, der den Kreuzungsverkehr persönlich regelte, trat die Ampelanlage; das wachsame Auge des Einzelhändlers wurde durch das Kameraauge der TV-Überwachung im Supermarkt abgelöst. Die Kinder der damaligen Epoche waren folglich mehr mit Personen und persönlichen Kontrollen und weniger mit abstrakten Gebots- und Verbotsregeln konfrontiert.

7. Die Vielfalt informeller Ortswächter bezeichnet ein besonderes Risiko von Kindheit um 1900. Das Machtgefälle zwischen Jüngeren und Älteren war im Alltag des Stadtteils relativ ungefiltert präsent. Nahezu jeder Erwachsene sah sich als befugt an, gegen Kinder einzuschreiten, nötigenfalls unter Einsatz körperlicher Gewalt. Professionalisierung von Ortskontrolle bedeutet positiv, daß heutige Kindheit stärker gegenüber Eingriffen fremder, nicht autorisierter Erwachsener geschützt ist. Kinder sind umgeben von ausgewählten Erwachsenen, die den Umgang mit ihnen nach Maßgabe pädagogischer und psychologischer Grundsätze gestalten und umweltvermittelnd tätig sind. Zudem sind die Handlungsspielräume für alle Ortswächter, berufene wie unberufene, durch die voranschreitende Verrechtlichung des sozialen Alltagshandelns eingeschränkt.

8. Die Kehrseite des zur Gegenwart hin verringerten Eingriffsrechtes von Erwachsenen: Erwachsene sind auch als helfende Bezugsgruppe weniger als seinerzeit an Ort und Stelle verfügbar. Die unmittelbar als Wächter in das Kinderleben eingreifenden Personen bedeuteten für Kinder um 1900 auch einen gewissen Schutz und ermöglichten ihnen, sich den sozialen Quartiersraum relativ selbsttätig anzueignen. Entsprechende »Schwimmgürtel« sind seither geringer geworden, was die Tabuisierung des öffentlichen Stadtteilraumes für Kinder verstärkte.

### 3. Geschichten vom Umgang mit den Ortskontrolleuren

#### 3.1 Vom Weglaufen zum Verhandeln

»Aber wehe, wenn der Herr Sonnenborn dann kam, dann waren wir alle weg. Alle. Gedroht hat er nicht, aber der war ja so streng.« (Zeitzeugin, Jg. 1920).

Mit den sich wandelnden Konfigurationen sozialer Kontrolle am Ort haben sich auch die Taktiken und Strategien des Umgangs der Kinder mit den Quartierswächtern geändert. Um eine Richtung dieser »Modernisierung« anzuzeigen. Liefen Kinder um 1900 bevorzugt weg, so verlegen sie sich zunehmend – je mehr wir uns der Gegenwart nähern – aufs Verhandeln. Straßenkindheit zu Beginn des Jahrhunderts lebt auch in diesem Punkt von der »Kultur des Laufens«. Damit ist zugleich angedeutet, daß wir es mit einer klassenspezifischen Kindheit zu tun haben. Die spezifische Kontroll- und Machtkonstellation war insbesondere für Arbeiterkinder so gestaltet, daß die Flucht als die beste der Möglichkeiten erschien, mit erwachsenen Kontrolleuren im öffentlichen Raum umzugehen. Bürgerliche Kindheit jener Epoche war soweit verhäuslicht, daß eine solche Taktik obsolet werden mußte: Wie soll man vor den bedrohlichen Erwachsenen fliehen, wenn man gemeinsame und von Mauern umschlossene Handlungsbezirke mit ihnen teilt?

Es fällt auf, daß fast stereotyp alle erzählten Geschichten, die von Konflikten (der Arbeiter-Kindheit) mit Ortswächtern handeln, mit dem – geglückten oder mißlungenen – Versuch wegzulaufen und sich zu verstecken enden. Darin spiegelt sich die historische Besonderheit der Kontrollsituation 1900 wider. Strafen bei Übertretungen wurden an Ort und Stelle geahndet, und zwar wurden sie als physische Strafe vollstreckt. Die Ortswächter fackelten nicht lange, sie vollzogen die Strafe als Prügel. Das sinn gemäße Verhalten auf Kinderseite: seinen Körper und seine Person durch Weglaufen in Sicherheit bringen.

Was in heutiger Kindheit – klassenübergreifend – vielfach hilft, sich aufs Verhandeln mit den erwachsenen Ortswächtern zu verlegen, sich zu rechtfertigen, durch geschickten Gebrauch von Worten herauszureden, half Arbeiterkindern damals wenig. Man kam gar nicht erst zu Wort. Es werden also andere Fähigkeiten der Selbstverteidigung abgefragt, damals und heute. Da heute die physische Unversehrtheit des Kindes vielfach nicht in Gefahr steht, aufgrund der – u. a. durch Verrechtlichung der Kindheit – eher gesicherten »Schlaghemmung« der Erwachsenen, können Kinder den Erwachsenen anders standhalten. Ein Ausdruck veränderter Machtbalance zwischen Ortswächtern und Kindern.

Die »geschlossenen Familiengrenzen« heute bilden ebenfalls einen stärkeren Schutz vor Übergriffen Fremder. Während heute vielfach die Familie zusammenhält, gab es – jedenfalls in der relativ offenen historischen Arbeiterfamilie – 1900 häufiger die Situation, daß sich die Erwachsenen gegenüber dem Nachwuchs verbündeten. Erfolgreich wegzulaufen hat zur Voraussetzung, daß es genügend geeignete Schlupfwinkel

für Kinder im Viertel gibt und daß sich die Kinder intimer Kenntnisse dieser Verstecke erfreuen. Hier können wir gleichfalls eine Veränderung konstatieren. Historisch nimmt mit der verdichteten Bebauung und bereinigten Nutzung der Stadtquartiere die Zahl geeigneter Rückzugsorte ab – ganz ähnlich wie dies auf ethologischer Ebene geschieht, wo Vögel weniger städtische Nistplätze vorfinden als ehemals.

Das Versteckspiel am Ort weist über die Kindheit hinaus. In den Erinnerungen der Erzählenden wird die Qualität der Unübersichtlichkeit des Quartiers und die Vielfalt der Fluchtwege – bei offenen Grenzen der Häuser, Keller, Hinterhöfe usw. – auch im politischen Zusammenhang thematisiert. Man erzählt von Verfolgungsjagden z. B. zwischen SA und Jugendcliquen. Solche Geschichten und Mythen dienen der Verdeutlichung von Ortskenntnis und Geschicklichkeit der verfolgten Jüngeren. Zudem wird damit eine besondere Qualität des Viertels und seiner Aneignungsweise herausgestellt. Das Territorium des Quartiers gehört als Schlupfwinkel den Ortsansässigen, die fremden Eindringlinge werden als eher tölpelhaft und schwerfällige Verfolger bloßgestellt.

### 3.2. *Polizisten am Ort – Respektpersonen und Gegenspieler*

»Vor dem Ersten Weltkrieg gingen zwei zusammen, zu Fuß. Später sind sie mit dem Motorrad hier durchgefahren, jetzt sausen sie mit dem Auto durch.« (Zeitzeugin, Jg. 1902).

Anfang des Jahrhunderts gehörten Polizisten zu den öffentlichen Bekannten der Kinder im Quartier. Manchem der Zeitzeugen ist bewußt, daß sich seitdem eine stufenweise Entfernung der Polizei aus dem öffentlichen Quartiersraum ereignet hat. Eine entsprechende Entwicklungstendenz formuliert beispielsweise eine Zeitzeugin. Die Präsenz der Polizei als Ortswächter spiegelt sich auf vielfache Weise in den Kindheitserinnerungen der alten Viertelbewohner. Ein eher äußerliches Indiz ist die Zahl der erinnerten Geschichten. Schon bemerkenswerter: die lebhaften Bilder von Polizeirevieren in den Straßen des Viertels.

Vor einigen Jahren wurde die letzte Polizeistation im Quartier in einen Außenbezirk verlegt. Das zuletzt noch verbliebene Revier hatte ohnehin nur eine marginale Beziehung zum Stadtteil. Der Aktionsradius der Beamten erstreckte sich über einen Teil des Stadtgebietes, der überwiegend jenseits der Viertelgrenzen angesiedelt war. Ganz anders stellt sich für die Kindheitszeugen der Sachverhalt Anfang des 20. Jahrhunderts dar. Wie ist es um Polizisten als öffentliche Straßenbekannte bestellt? Zu diesem Punkt fällt auf, daß die Namen einzelner Polizeibeamter – nach rund einem halben Jahrhundert – erinnert werden. Von einem Herrn Lemke mit Schnurrbart ist die Rede, von »dem Nettelmann«, der in der Gustav-Adolf-Straße gewohnt habe. Ferner spielt Herr Sonnenborn eine prominente Rolle, und zwar bei Angehörigen verschiedener Jahrgänge, was auf eine lange Dienstzeit im Quartier hinweist. Mehrfach erwähnen die Erzählenden, daß einzelne Beamte im Quartier gewohnt hätten. Zur öffentli-

chen Vertrautheit mit bestimmten Ortspolizisten gehört die Vergabe von Spitznamen. So wird ein Beamter, der die Straßenspiele der Jungen mit dem Ball konsequent verfolgte, sinnreich als »Ballschlucker« karikiert.

Einige Erzähler lassen in ihren Geschichten die Aura der Autorität lebendig werden, die Polizeibeamte umgab. Auch ohne konkrete Amtshandlung: Das bloße Erscheinen der öffentlichen Respektperson löste Angst bei den Straßenkindern aus und veranlaßte sie unverzüglich zur Flucht. Diese Gruppe von Kontrolleuren verdeutlicht wie keine andere die unüberbrückbare Machtdifferenz jener Epoche. Angesichts der Übermacht blieb als Taktik nur, die Weite des öffentlichen Raumes zu nutzen. In einem Punkt war Gleichheit hergestellt: Beide Parteien waren zu Fuß.

Für Straßenjungen und männliche Straßengruppen fungierte die Ortspolizei als willkommener Gegenspieler, der die Alltäglichkeit des Quartiersraumes zu durchbrechen und in einen Raum der Gefahr und des Abenteuers umzuwandeln vermochte. Das seinerzeit beliebte Kinderspiel »Räuber und Gendarm« ließ sich mit den Polizisten um einige Grade ernsthafter gestalten. Zum Mythos des Straßenjungen gehörte als Mit- und Gegenspieler der Ortspolizist.

Die wirklichen bzw. drohenden Eingriffe der Ortspolizei in das Kinderleben waren nicht gering. Sie reichten – orientiert man sich an den von den Kindheitszeugen erinnerten Konfliktpunkten – von der Verfolgung gewisser Straßenspiele (obenan: Fußballspielen, Schlittenfahren, Scherben an Einrichtungen) über Kontrollen des Straßenverhaltens der Jüngeren (zum Beispiel: Rauchen oder Erwachsene necken) bis hin zum Zugriff bei schwerwiegenderen Vergehen wie Obstdiebstahl oder Schuleschwänzen. Die Sanktionsmöglichkeiten der Ortspolizisten Anfang des 20. Jahrhunderts scheinen sich im Vorfeld der Prügelstrafe bewegt zu haben. Wiederholt ist davon die Rede, daß Polizisten die Jüngeren »hart angefaßt« oder »durchgeschüttelt« haben. Auch eine Ohrfeige war möglich. Im Vergleich zur Schule waren Ortspolizisten in dieser Hinsicht jedoch (bereits) entmachteter. Um Kinder rechtens körperlich züchtigen zu können, war die Polizei auf die Amtshilfe der Schule angewiesen, von der in gewissen Fällen eifrig Gebrauch gemacht worden zu sein scheint. Für die Jüngeren in manchen Fällen gravierender: Wenn es der Ordnungsmacht gelang, ihnen gewisse Spielgeräte (Bälle) oder angeeignete Nahrungsmittel (Obst o. ä.) abzunehmen. Angesichts knapper materieller Ressourcen von Arbeiterkindheit eine besonders gefürchtete Sanktion.

### 3.3. *Schule und Polizei – Kooperation der wachsamen Augen*

Schule und Polizei arbeiteten in bestimmten Fällen Hand in Hand. Die Kooperation war informell, personenvermittelt, direkt. Sie basierte auf der persönlichen Bekanntschaft und dem individuellen Einsatz der Kontrolleure. Bürokratische Mittel oder juristische Absicherung traten dagegen zurück. Die Kontrollinstanzen grenzten sich weder untereinander noch gegenüber dem Quartiersleben streng ab – dieser Eindruck entsteht jedenfalls, wenn wir Maßstäbe der gegenwärtigen Epoche zugrundelegen.

Voraussetzung des persönlichen, über das Handlungsfeld einer Institution hinausweisenden Einsatzes waren Ortskenntnis und Präsenz der Kontrolleure im Quartier. »Das war ja das Schlimme, die haben ja alle in unserer Nähe gewohnt. Die haben ja alles mitgekriegt.« Über die Grund- und Hauptschullehrer der Gegenwart ließe sich eine solche Behauptung nicht aufstellen. Diese Lehrergeneration wohnt in den Vororten Wiesbadens, pendelt mit dem Auto täglich in die Schule. Außerhalb der Dienstzeit und jenseits des Schulgrundstückes halten sie Distanz zum Leben im Quartier.

Ein Beispiel für einen ortsverbundenen Volksschullehrer, der sich in das Leben der Schüler einmischte – im positiven wie im negativen Kontroll-Sinn –, wird uns in Gestalt des Lehrers Heinz erzählt. Der kirchentreue Lehrer-Organist, Zentrumswähler, ließ die katholischen Schüler wissen, daß er ein Auge auf ihren sonntäglichen Kirchgang hatte. Oder: Der aktuelle Staatsbürgerkundeunterricht Anfang der 20er Jahre wurde beiläufig dazu benutzt, sich Einblick in das (sozialdemokratische) Wahlverhalten der Schülerfamilien zu verschaffen. In mehreren Varianten liegen Erzählungen vor, die von der Rolle des Lehrers Heinz im Konflikt seiner Jungenklasse mit einem ortsansässigen Polizisten – dem als »Ballschlucker« apostrophierten Wachtmeister – handeln. Zunächst betätigte der Klassenlehrer sich als vollstreckende Gewalt. Auf die Meldung des Polizisten hin bestrafte er die Jungen, die verbotenerweise auf dem Vorplatz des Alten Friedhofs Fußball gespielt hatten. »Wir waren doch so Fußballfanatiker, unsere Klasse hauptsächlich. Um sieben Uhr waren wir schon da (vor dem verbotenen Fußballplatz). Und dann kam der Polizist an. Oh Jesses! Wir ab, das war ja ein Verbrechen, wenn dort Fußball gespielt wurde. Wir unsere Bücher geschnappt und weg. Dann kam er aber in unsere Schule. Er kam schon immer gleich zu uns in die Klasse, der hat uns schon gekannt. Er kam rauf, sagt der Lehrer Heinz: ›Herr Wachtmeister, Sie brauchen mir gar nichts zu sagen. Ich ›kenn sie, ich ruf alle auf.‹ Dann haben wir alle unsere Abreibung gekriegt.« (Zeitzeuge, Jg. 1910).

Die Art und Weise der Bestrafung verdient unsere Beachtung. Sie geschah in direkter Kooperation von Lehrer und Schutzmann. Der Schutzmann kam in die Schule, identifizierte die Missetäter und wohnte der Bestrafung durch die pädagogische Schulgewalt, die auf der Stelle erfolgte, persönlich bei. Die Strafe erfolgte, wenn wir den männlichen Erzählern glauben, ohne begleitenden moralischen Diskurs. Argumente, die zählten, wurden durch den Takt des Rohrstocks auf Hand oder Gesäß bestimmt. Geredet wurde lediglich, um die fraglichen Schüler ausfindig zu machen und um die Frage zu klären: beteiligt oder nicht beteiligt? Kein Thema war die Rechtmäßigkeit des Bestrafens. Die ständigen Auseinandersetzungen führten zum Einlenken, wobei Lehrer Heinz als Pädagoge die Initiative ergriff. Die fußballbegeisterten Jungen erhielten einen Platz zum Spielen. Jeden Donnerstagnachmittag marschierte Lehrer Heinz mit seiner Klasse dorthin.

### 3.4. *Kontrolleure von Haus und Wohnstraße*

»Das Haus gehörte einem Schreinermeister, der im Hinterhof seine Werkstatt hatte. Herr Berghäuser wurde von uns gefürchtet. Er war der Typ des zu einigem Wohlstand gekommenen kleinbürgerlichen Vermieters, der Macht über die Mietparteien und vor allem die Kinder hatte.« (Karl Korn, geb. 1908).

Die Kontrolle der Kinder im Mietshaus war während jener Kindheitsepoche weder anonym noch delegiert. In erster Linie sahen die Hausbesitzer, die selbst auf dem Grundstück wohnten und dort ihren Arbeitsort hatten, nach dem rechten. Haus und Grundstück dokumentierten die Einbindung des gewerblichen Kleinbürgertums in das Quartier. Die Rolle der Hausbesitzenden als Respektspersonen für Kindheit und Quartier hält in den Erinnerungen keinen Vergleich mit den Polizisten, Lehrern oder Kirchenpersonen aus. Die Gesamtzahl der Berichte über Hauskontrollen ist im Vergleich gering, die Ausschmückung der Anekdoten zu kollektiven Mythen wenig entwickelt. Es liegt nahe, den Gedanken über die unterschiedliche Rolle der kulturellen und der gewerblichen Fraktion des Kleinbürgertums auf diesen Fall anzuwenden. Bei den Hausbesitzern handelte es sich in erster Linie um gewerbliche Kleinbürger. Deren Nähe zur Arbeiterbevölkerung war unübersehbar; eine weitergehende Kulturmission ist mit der Kontrolle nicht verbunden. Die Hausbesitzer schützten ihr Eigentum und ihre Ruhe – Lehrer und Pfarrer wollten mehr. Die Hausbesitzer konzentrierten sich auf die Überwachung der inneren Zone des Mietshauses, das Treppenhaus und den Eingangsbereich. Gelegentlich verbreitete der Besitzer Angst und Schrecken unter den Kindern. Auf der anderen Seite war der Hausherr manchen Mietparteien, was den sozialen Status angeht, keineswegs sehr überlegen. So war es einigen Eltern durchaus möglich, ihre Kinder gegen den Besitzer in Schutz zu nehmen.

Ein nicht erwarteter Negativbeleg betrifft die Mitbewohner des Hauses als Ortswächter. Diese Gruppe wird kaum als Kontrollinstanz erinnert. Das erscheint notierendenswert, nehmen wir doch begründet an, daß Quartierskinder in jener Kindheitsepoche zahlreich mit nachbarschaftlichen Zu- und Eingriffen zu rechnen hatten. Am ehesten tauchten Nachbarn als Ortswächter auf, wenn es sich ums Straßenspiel vor dem Haus handelte. Hier intervenierten einzelne Anwohner, die das Straßenspiel unterbinden wollten. Erwischten sie die Sünder, übten sie nicht selten Selbstjustiz an Ort und Stelle. Die Prügel (Ohrfeigen) weisen darauf hin, wie offen die Kinderkörper für die Ortswächter aus der Nachbarschaft waren.

Ein Wechsel des Kontrollparadigmas läßt sich im Quartier durch die Errichtung einer Arbeitersiedlung in den 20er Jahren (1927) beobachten. An die Stelle des ortsansässigen Hausbesitzers trat ein von der Wohnungsbaugesellschaft Delegierter: der Hausmeister. Die Modernisierung der Hauskontrolle läßt einen neuen Mythos entstehen: den der allumfassenden Kontrolle. Der Beginn bürokratischer Delegationsmacht wird von den Be- und Anwohnern des »Arbeiterkurhauses« als Zuspitzung des territorialen Kontrollsystems erlebt und kollektiv überliefert. Ein Angestellter der städti-

schen Wohnungsbaugesellschaft wurde von den Kindern und ihren Eltern mit ähnlicher Machtbefugnis und -aura ausgestattet, wie wir dies im Fall der Ortspolizisten gehört haben. Wie dieser war er Delegierter einer höherstehenden Macht, die Unheil über die Familie – sofortige Exmittierung – verfügen konnte. (Dabei fällt die historische Übergangsrolle des kontrollierenden Angestellten auf: Er wohnte im Quartier. Sein persönliches Erscheinen am Ort, nicht die vom Schreibtisch aus der Ferne ausgeübte Verfügung, demonstrierte Macht.)

Ein Kontrollmotiv der Gegenwart, der ruhestörende Lärm der Kinder und ihres Straßentreibens, spielt bei den Berichten aus jener Kindheitsepoche eine geringe Rolle. Nur zweimal wird ausdrücklich darauf Bezug genommen: Die Kinder sollten leise das Treppenhaus heruntergehen; und sie wurden aus einer ruhigen Nebenstraße wiederholt durch Anwohner vertrieben. Dabei handelt es sich um keine in der Mitte des Viertels liegende Straße, sondern um eine Straße mit Übergangscharakter zum bürgerlichen Wohn- und Geschäftsviertel. Die Straßenlage dürfte nicht zufällig sein. Die Störung der Wohnruhe ist ein Konflikt- und Kontrollmotiv, das sich – vom Bürgertum ausgehend – von »oben« nach »unten« hin verbreitet. Es sind die oberen Schichten der Stadtbewohner, die zuerst ein »feines Ohr« für die Stille des Ortes entwickelten. Ganz ähnlich, wie sich in diesen Kreisen zeitlich als erstes das »feine«, gegen Geruchsbelästigungen empfindliche »Näschen« verbreitete.

Ruhe im Wohnumfeld war um 1900 ein ausgesprochen klassenspezifisch verteiltes Merkmal – allem Anschein nach stärker mit sozialer Distinktion verknüpft als dies heute der Fall ist. Die ErzählerInnen aus dem Arbeiterquartier wissen von der Aura der weihevollen Stille zu berichten, die bürgerliche Wohnhäuser und Wohnumgebungen in ihrer Kindheit kennzeichnete. Im Umkehrschluß können wir imaginieren, daß die Mitte des Arbeiter- und Kleinbürgerquartiers seinerzeit lärmend, von vielfachen Geräuschquellen erfüllt gewesen sein muß. Eine Berichterstatterin wundert sich rückwärtend, wie klaglos und wie tolerant seinerzeit die Nachbarschaft die spielende Kinderschar im Innenhof ertragen habe. Die Toleranzschwelle gegenüber geräuschvollen kindlichen (menschlichen) Lebensäußerungen sinkt zwischen damaliger und heutiger Kindheitsepoche. Die wachsende Peinlichkeit hat mit der Qualität der Geräusche und Geräuschquellen zu tun. Lärmende Kinderstimmen durchbrechen die Schallmauer des Privaten, während beispielsweise der Verkehrsstrom auf der Straße diesen Schutzwall weniger in Frage stellt.

#### 4. Kinderfreunde und Öffentlichkeit der Nachbarschaft

##### 4.1. Von der Hausgemeinschaft

Eine charakteristische Form der überlieferten Fotografie der Zeit stellt folgendes Bildmotiv dar: Alle anwesenden Bewohner eines Mietshauses sind für den Fotografen an-

getreten. Die einen stehen in oder vor der Tür, die anderen an der Hauswand. Andere sehen – oftmals zu mehreren – aus den Fenstern heraus. In diesen Bildern wird nicht nur die große Zahl der Hausbewohner (und es handelt sich ja gewöhnlich nur um die Bewohner des Vorderhauses) ersichtlich. Was aus heutiger Sicht überrascht, ist die gemeinsame Pose vor einem Haus, in dem die meisten doch lediglich Mieter sind. Man präsentiert sich auf dem Bild jedoch eher als stolzer Mit-Besitzer. Der Hauseigentümer – sofern auf dem Foto vertreten – ist nicht unbedingt als solcher zu erkennen. Dieser Typus des Bildmotivs ist heute allenfalls bei Eigenheimbesitzern gebräuchlich: Die Familie ist vor das Haus getreten und läßt sich vor dem Hintergrund ihres Besitzes fotografieren. Das zweite aus heutiger Sicht befremdliche: Die Grenzen zwischen den einzelnen Familien sind nicht eindeutig auf dem Bild, etwa durch räumliche Gruppierung, zu identifizieren. Wir haben es eher mit offenen Anordnungen zu tun: die Hausgemeinschaft wird fotografiert, nicht die einzelne Familie innerhalb des Mietshauses.

Das einzelne Mietshaus stiftete in der damaligen Kindheitsgeneration soziale Verbundenheit: die »Hausgemeinschaft«. Dieses Verbundenheitsgefühl mit einem Großhaus, das den einzelnen Familien nicht gehört, hat sich zur Gegenwart hin abgeschwächt. Man wohnt in den gleichen Haustypen heute unpersönlicher, familistischer, privater. Welche Belege für eine solche Entwicklungstendenz lassen sich in den Erinnerungen der Zeitzeugen finden?

Folgen wir den Erzählungen, so war die Gemeinschaft der Haus(flur)bewohner der Ort, wo alltägliche Nachbarschaftshilfe geleistet wird. Die Solidarhandlungen richteten sich auf die Betreuung der Kinder; auf Aushilfe bei der täglichen Ernährung; auf Unterstützung im Fall von Krankheit; auf die Gestaltung von Festen. Es ist eine soziale Vernetzung der Frauen und Mütter des Hauses, über die berichtet wird. Die Erinnerung betont das Selbstverständliche und die Gegenseitigkeit der Aushilfe. Sie erfolgte informell; alle waren darauf angewiesen.

So kochte eine Nachbarin für die Kinder, als die Eltern zeitweilig abwesend waren. In einem anderen Fall wurde das auf dem Land organisierte Essen geteilt. An Festtagen wurden die ärmeren Nachbarn selbstverständlich mit bedacht: Sie



Abb. 1: Hausgemeinschaft, Wiesbaden, Nordend, um 1900 (Archiv Kindheit Jugend, Univ.-Gesamthochschule Siegen)

holten sich aus der Küche »ihren Teil« ab. Nachbarinnen waren zur Stelle, wenn ein Kind geboren wurde. Beispielsweise übernahmen sie in diesem Fall das Wäschewaschen. Krankheit rief die Nachbarinnen in jedem Fall auf den Plan. Im Bereich eines sozialen Topos anzusiedeln: Die Aushilfe mit Zucker, Salz, Kaffee. Auf der anderen Seite gestaltete die Nachbarschaft Feste mit. Ein Zeitzeuge (Jahrgang 1902) weist auf die gegenseitige Hilfe bei den Vorbereitungen zur Konfirmation hin. Die Möbel der Nachbarn ermöglichten größere Festgesellschaften auch in den Kleinwohnungen des Quartiers (man war gezwungen, die Zimmer leerzuräumen, damit die Gäste überhaupt Platz hatten). Die Nachbarschaft bildete ferner eine Tauschzentrale, wenn es um das knappe Gut Kinderkleidung ging.

Die Solidargemeinschaft der Nachbarn hatte zur Voraussetzung, daß die einzelnen Familien Ernährung und Versorgung der Kinder nicht zu jedem Zeitpunkt in Eigenregie gewährleisten konnten. Dazu trugen verschiedene Umstände bei. Zum einen ist die generationstypische Versorgungskrise der städtischen Bevölkerung in und um den Ersten Weltkrieg zu nennen. Die Mangelwirtschaft zwang insbesondere die Arbeiterfamilien bzw. die Arbeitermütter, im Rahmen von Nachbarschaft die Notlage bei Nahrung und Kleidung zu verringern.

Ein zweiter Fall, in dem die Familien von den Nachbarn abhängig wurden, bezieht sich auf persönliche Notlagen, verursacht durch Krankheiten oder Zeiten der Arbeitslosigkeit (auch hier wäre die Abwesenheit der Kriegsväter mitzuzählen, wurde sie doch keineswegs ausreichend finanziell entschädigt). Die Nachbarn waren aber auch bei geringeren und erfreulicheren Anlässen vonnöten. Die Gestaltung traditioneller Feste überstieg bereits Budget und Kräfte mancher Familien.

»Tagsüber waren wir bei Frau Schmidt (Nachbarin), also wir waren schon in unserer Wohnung, aber die hat uns versorgt tagsüber, wir waren zum Essen da. Wir hatten eine ganz gute Hausgemeinschaft« (Zeitzeugin, Jg. 1905).

»Wenn Feiern waren, dann sind die Wohnungen ausgeräumt worden. Das Wohnzimmer oder ein anderes Zimmer. Dann kam ein großer Tisch in die Mitte, der wurde von anderen Leuten geholt. Die Stühle wurden auch von den Nachbarn geholt.« (Zeitzeuge, Jg. 1906).

Die Haushalte der Quartiersfamilien waren also extrem störanfällig. Jede Abweichung von der alltäglichen Routine, jede Sonderlage verlangte nach forcierter nachbarlicher Unterstützung. Die Störanfälligkeit hing auch damit zusammen, daß die Familien offenbar keine Ressourcen, weder materielle noch finanzielle, besaßen, die sie als »Polster« in Notzeiten einsetzen konnten. Das erwies sich an so simplen Dingen wie alltäglichen Nahrungsmitteln. Die Arbeiterhaushalte verfügten über keine ausgedehnten Lebensmittelvorräte.

Die Hausgemeinschaft war während der Kindheitsepoche um 1900 noch in einem weiteren Punkt real aneinandergelagert. Dafür sorgte der Umstand, daß gewisse infrastrukturelle Ressourcen nicht individuell verfügbar waren, sondern gemeinsam ge-

nutzt werden mußten. Die Kleinwohnungen im Quartier – ein oder zwei Wohnräume mit nicht mehr als 40 Quadratmetern Wohnfläche – waren nur mit dem Allernotwendigsten ausgestattet. Das zeigte sich beispielsweise im Fall der Toiletten oder der Wasseranschlüsse. Viele Wohnungen hatten kein eigenes Wasser, so daß sich die Mieter die Wasserhähne und Ausgußbecken, die außerhalb der Wohnungen auf den Fluren verfügbar waren, mit anderen Parteien teilen mußten. Ebenso teilten sich in der Regel zwei bis drei Mietsparteien ein Wasserklosett auf dem (Zwischen-)Flur.

Frauenarbeit führte die Hausfrauen und Mütter eines Mietshauses bei vielen Gelegenheiten zusammen. Sie trafen einander insbesondere auf dem Hausflur und in den Innen- oder Hinterhöfen der Häuser. (Die Vorderfront bzw. Straßenöffentlichkeit war allem Anschein nach während jener Kindheitsepoche von Alltagsarbeit bereits weitgehend gereinigt.) Die Hausöffentlichkeit wurde maßgeblich durch die Frauen konstituiert. Sie trafen bei täglichen kleinen Besorgungen, beim Gang zum Wasserhahn, beim Wäschewaschen oder bei der Fürsorge für die Kinder im (halb-)öffentlichen Teil des Mietshauses, auf den Innenhöfen oder vor der Haustür zusammen.

Einige Erzählerinnen beziehen sich in erster Linie auf die positive Erfahrung einer Kommunikationsgemeinschaft. In diesen Aussagen kommt eine nostalgieträchtige Gefühlslage besonders zum Tragen. Angesichts der verklärenden Sicht auf den verlorenen Kindheits- und Frauenraum sollten wir Vorsicht walten lassen, was die Qualität der Kommunikation unter den NachbarInnen angeht. Weder haben wir uns das Zusammenlegen so harmonisch vorzustellen, wie die Erzählenden dies nahelegen, noch dürfen wir die Kommunikation unter den HausbewohnerInnen mit heutigen Maßstäben messen. Die Gemeinschaft der Hausfrauen und Mütter war in erster Linie eine Not- und Arbeitsgemeinschaft, die sich ums tägliche Überleben sorgte. »Zusammen schwätzen« ergab sich in diesem Alltag eher nebenbei, als daß es kultiviert werden konnte. Die ernüchternde Feststellung einer Zeitzeugin (Jahrgang 1903) mag als Kontrapunkt und Warnung vor dem nostalgischen Blick fungieren: »Ich hab mich früher nicht viel um die Leute gekümmert, meine Eltern auch nicht. Man hat seine Arbeit gehabt und ist seines Weges gegangen.«

Die soziale Vernetzung der Nachbarschaft über alltägliche Arbeitszwänge widerspricht dem heutigen Verständnis bzw. der heutigen Realität von Straßen- und Hausgemeinschaft. Wenn gegenwärtig versucht wird, den sozialen Nahraum in den Städten wiederzubeleben, so geschieht dies im Medium von freizeitbezogener Kommunikation. Die Bewohner bilden in erster Linie eine Festgemeinschaft, die sich zu diesem Zweck auf der Straße oder im Innenhof trifft. Die Hausgemeinschaften 1900 waren zunächst einmal über den gemeinsam durchlebten Alltag miteinander verkettet – eine Gemeinschaft, der Elemente des Zwangs wie der Not anhafteten.

Kleinbürgerliche Erzähler und Erzählerinnen sind die einzigen, die das nostalgisch verklärte Bild der Hausgemeinschaft um 1900 durchbrechen. Deutlich wird Herr Korn, der Volksschullehrer-Sohn, wenn er die »Hausgemeinschaft« in seiner Straße

kennzeichnet. Statt von Solidarhandlungen ist von Empfindlichkeiten und Statusproblemen die Rede. Das familiale Klima war, wie Herr Korn in seiner Autobiographie schreibt, durch die dünne Haut der Mutter, die unter den kleinbürgerlichen Spannungsgefühlen litt, und durch den distanzierenden Sarkasmus des Lehrervaters gekennzeichnet, der die Söhne erfolgreich lehrte, sich über die soziale Komödie lustig zu machen, die sich im Mietshaus vor ihren Augen abspielte. Hauptsorge der kulturell präventösen Kleinbürgerfamilie war in erster Linie, wie man es trotz beschränkter finanzieller Ressourcen bewerkstelligen könne, die Zwangsgemeinschaft des Mietshauses hinter sich zu lassen. Durch den Umzug in ein Zwei-Familien-Haus war der soziokulturellen Distanzierung schließlich Erfolg beschieden.

Das Mietshaus bzw. die Flurgemeinschaft des Hauses bildete für die ErzählerInnen ein relativ autarkes Sozialgebilde, was die Bewältigung alltäglicher Hausarbeit und ihrer Probleme anging. Eine gedankliche Linienverlängerung zur Gegenwart hin belehrt uns darüber, in welcher Hinsicht und warum die Flurnachbarschaft ihre Bedeutung eingebüßt hat. Auf der einen Seite vollziehen sich die meisten Handlungen, die um 1900 aus den Kleinwohnungen ausgelagert waren, inzwischen innerhalb der Mauern und der symbolischen Privatheit der Familienwohnungen. Auf der anderen Seite sind gewisse Solidarhandlungen der Nachbarn – wie die wechselseitige Beaufsichtigung und Betreuung der Kinder – in die Obhut formeller pädagogischer Institutionen übergegangen.

Richten wir den Blick von 1900 aus weiter in die Vergangenheit zurück, so bietet sich folgende Hypothese an: Flurnachbarschaften hatten möglicherweise in der Kindheitsepoche vor und nach 1900 ihre größte Wirksamkeit erreicht. So waren die Häuser des Wohnquartiers in der vorangegangenen Bauperiode nicht groß genug, um Platz für mehrere Flurparteien zu bieten. Was die Seite der materiellen Ausstattung angeht, so gewann der Hausflur erst in dieser Periode seine zentrale Bedeutung, etwa als Standort für Toilettensysteme oder Wasseranschlüsse. Davor befanden sich entsprechende Systeme entweder auf dem Territorium der Straßenöffentlichkeit oder sie waren in den Innenhöfen der Grundstücke untergebracht, ebenso, wie sie in der Folgezeit ihren endgültigen Standort innerhalb der vergrößerten Privatwohnungen fanden. Flurnachbarschaften lassen sich demzufolge als historische Besonderheit der ersten Kindheitsepoche verstehen.

#### 4.2. *Kinder als Straßenpublikum*

Die Kinderbevölkerung auf der Straße war in vier sozialen Rollen tätig, die jeweils eigene Beiträge zur Integration der Kinder in das Quartiers- und Stadtleben leistete. Wir finden Kinder als Passanten, als Spielende, als Arbeitende und als Zuschauer. Das Zuschauen, was sich alles im öffentlichen Nahraum ereignet, gehörte zu den großen Leidenschaftlichen der Jüngeren. Sie waren – wenigstens in der Kindheitsepoche vor und nach 1900 – besser als die Erwachsenen für eine solche Tätigkeit gerüstet. Die Beob-

achtungsräume in der Stadt lagen so nahe zusammen, daß man sie zu Fuß erreichen konnte. Ab dem Schulalter verfügte die Straßengemeinschaft der Jüngeren über informelle Nachrichtensysteme. In der Schule und auf der Straße gingen die Informationen rasch von Mund zu Mund, wo sich ein beobachtungswürdiges Ereignis abspielte oder abspielen würde. Solange sie zur Schule gingen, verfügten die meisten Kinder im Quartier über mehr ungebundene Zeit als die erwachsenen Bewohner. Ihre Tätigkeitsfelder waren weniger stationär.

Das historische Äquivalent zu dieser kindlichen Bereitschaft: Auf den prall gefüllten und mit einer Vielzahl von Funktionen belasteten Altstadtstraßen häuften sich die Ereignisse. Hier eine kleine Vorführung; dort ein lokaler Unfall; an anderer Stelle ein öffentlich ausgetragener Streitfall; woanders war die Anlieferung von Waren oder einer Arbeitstätigkeit zu besichtigen. Von Zeit zu Zeit wurde die Hektik durch festliche Aufzüge und formelle Feiern – militärische Paraden oder öffentliche Begräbniszüge – unterbrochen.

Die Erzähler und Erzählerinnen berichten viele solcher Begebenheiten, die sie als Kinder beeindruckten und die ihnen bis heute im Gedächtnis haften geblieben sind. Sie erzählen vom aufsehenerregenden Ereignis und von den daran beteiligten Personen teilweise mit bildhafter Präzision. Sie sehen offenkundig das lange zurückliegende Ereignis im Alter noch plastisch vor sich. Über dieser Focussierung geraten die Kinder als Zuschauende in den Hintergrund. Man weiß bei vielen Erzählungen nicht recht: Waren die Kinder allein, in Paaren, in kleineren oder größeren Gruppen? Im Vergleich der Quellen schneidet die mündliche Geschichtserzählung (oral history) an dieser Stelle nicht allzu günstig ab. Nehmen wir die überlieferten Straßenphotos zur Hand, wird die Rolle der Kinder als Straßenpublikum klarer. Wir sehen auf den Photos dieser Kindheitsepoche gelegentlich Unmengen von Kindern. Wo immer ein Lichtbild ein Quartiersereignis überliefert hat – Kinder sind in jedem Fall darauf zu sehen. Sie stehen in vorderster Reihe, sie marschieren (wenigstens am Rande) mit usw.

Für eine Alterskohorte, die um 1910 Geborenen, bildete der Einbruch der fremden Besatzer in das Quartiersleben das generationsbezogene Erkennungssignal. In der sogenannten Burg (am Rande des Wohnviertels) hatten Marokkaner ihre Pferde untergestellt. Es war ihr Feldlager. Dort herrschte viel Betrieb, reitende Soldaten in prächtigen Uniformen, eine Feldküche. Unisono erklären die Kindheitszeugen dieser Geburtsjahrgänge ihre Faszination.

Herr Korn spricht vom »Augen- und Erlebnishunger«, der die Stadtjugend überfiel, wenn Unfälle oder Unglücke den Quartiers- und Stadtraum trafen. Großereignisse dieser Art bot der Erste Weltkrieg: abgestürzte Flugzeuge, vereinzelt Bomben. Für eine Zeugin bildete der Brand des Stadttheaters 1923 ein sensationelles Ereignis, das es nicht zu verpassen galt. In den zwanziger Jahren wurden die Kinder Zeugen politischer Kämpfe in der Stadt. Ein Zeitzeuge, kommunistischer Stadtpolitiker nach 1945, erinnert sich an eine Beerdigung, die zur politischen Demonstration wurde. Die

öffentlichen Leichenzüge beeindruckten das Kinderpublikum ohnehin. Vor allem die feierliche Stille, die eintrat, wenn die Beerdigungsprozession vorbeizog, hat sich ins Gedächtnis eingepreßt. »Da war es mucksmäuschenstill auf der Straße.« (Jahrgang 1914). – »Da haben alle Leute, die da vorbeigegangen sind, die Fuhrleute, die Kutscher, die haben dann still gehalten.« (Jahrgang 1920).

Durch die Straßen des Quartiers zogen während der ersten Kindheitsepoche zahlreiche Schausteller und fliegende Händler. Die Kindheitszeugen erinnern sich an Eismänner, Lumpenhändler, Brötchenausträger, Orgelmänner. Zirkusnummern waren noch nicht von der Straße verbannt. Ein Zeuge erinnert sich, daß sogar ein Nachbar mit entsprechender Berufsvorgangheit private Vorstellungen nicht zuletzt für die Kinder gab. Hinterhofmusik gehörte zu den Alltäglichkeiten der Nachkriegsjahre des Ersten Weltkrieges.

#### 4.3. *Kaufleute und Straßenhändler*

Handel- und Gewerbetreibende im Nordviertel wurden von uns als Ortswächter eingeschätzt, die etwas zu verteidigen hatten. Ihr Territorium – Werkstatt, Lager, Geschäft, Hof – und ihre Güter – Maschinen, Fahrzeuge, Waren – sind durch Kinder und Jugendliche aus der Nachbarschaft in Gefahr; Grund genug also, die Orte ihrer Berufsausübung und ihres Besitzes zu kontrollieren. Nur: In den Erinnerungen spielt diese Konfliktquelle praktisch keine Rolle. Dagegen schildern die Kindheitszeugen und -zeuginnen die Angehörigen dieser Berufsgruppen als freundliche Erwachsene, die sich um sie als Kinder durch verschiedene Arten von Gefälligkeiten verdient gemacht haben.

Was die Kaufleute im besonderen angeht, ist allerdings notierendenswert, daß sich nur die Erzählerinnen auf sie beziehen. Der alltägliche Warenhandel war offensichtlich bereits in lebensgeschichtlich frühen Jahren eine weibliche Domäne. Die Arbeiter- und Kleinbürgermädchen wurden in diesen Bereich – allein oder mit Hilfe der Mütter – geschlechtsspezifisch einsozialisiert. Wenn die männlichen Erzähler die Geschäft am Ort in ihren Darstellungen übergehen, könnte dies bedeuten, daß sie ihre kleineren



Abb. 2: Wachablösung, Wiesbaden, um 1900 (Stadtarchiv Wiesbaden)

oder größeren Alltagskonflikte mit den Kaufleuten gleichfalls mit Schweigen bedenken.

Die kinderfreundlichen Praktiken der Geschäftsleute, einzelner VerkäuferInnen oder Warenvertreter, kamen jedenfalls den Mädchen im Viertel zugute. Die Erzählerinnen überliefern eine lange Liste entsprechender Handlungen. Die Kaufleute liebten begehrte Kindheitsgüter – in den 20er Jahren waren dies beispielsweise die ersten Fahrräder – gegen billiges Geld oder kostenlos aus; sie führten für Kinder eine Sparkasse über das Ersparte; sie überraschten Mädchen mit spontanen Geschenken; sie trösteten und beruhigten die kleinen Käuferinnen (z. B. über Geldverlust); sie ließen ihnen gelegentlich kleine Geldzuwendungen zukommen; sie besorgten den Mädchen preisgünstige Sonderangebote (z. B. Kuchen vom Vortag); sie schimpften die Mädchen nicht aus, auch wenn etwas passiert ist; sie übten den Ritus, den Kindern beim Einkauf Bonbons (Kolonialwarenhändler) oder ein Stück Wurst (Metzger) zukommen zu lassen; sie überließen Mädchen das Geschäftsgelände gelegentlich als Spielraum. Die Affinität der Kinder zu den Geschäftsleuten war entscheidend darin begründet, daß diese begehrten Eßwaren oder Spielgüter bereithalten. In den Erinnerungen der alten Erzählerinnen erscheinen die Kaufleute jedoch nicht als strenge Cerberusse, die diese Schätze unnachgiebig bewachen. Die Pointen der Geschichten laufen vielmehr darauf hinaus, daß die Kaufleute den Kindern behilflich waren, an die begehrten und eigentlich unerschwinglichen Waren zu gelangen.

Aus heutiger Sicht könnte man vermuten, daß dies alles mit einem Kalkül geschieht, dem Kalkül nämlich, die Mädchen als künftige (Stamm-)Kundinnen zu gewinnen. Die Motive der Geschäftsleute in dieser Kindheitsepoche lassen sich damit nicht zureichend kennzeichnen. Es waren »vermischte« Sozialhandlungen, die von der Pflege des guten Verhältnisses zur Kundschaft (besonders zu den Müttern) ebenso wie von der guten Nachbarschaft, von spontanem Angerührtsein durch die Kinder ebenso wie von (klein-)bürgerlicher Mildtätigkeit gegenüber Armen motiviert waren.

Die Geschäftsleute führten die Kinder (Mädchen) des Quartiers in den Gebrauch des Geldes auf dem Markt alltäglicher Waren ein. Die Erzählerinnen lassen diesen Aspekt in die Anekdoten einfließen, ohne ihn allerdings bewußt zu thematisieren. Im Mittelpunkt vieler Geschichten steht der Umgang mit Geld. Ob es sich ums Sparen, um den Verlust des Geldes, um Gelderwerb, um preisgünstiges Einkaufen handelt –, in jedem Fall waren Kaufleute bei der Lösung der kindlichen Handlungsprobleme behilflich. Aus gegenwärtiger Perspektive bedacht übernahmen sie damit, beiläufig, Erziehungsaufgaben, die heute in den pädagogischen Institutionen Familie und (Vor-)Schule verankert sind.

Wie bedeutsam den Mädchen die Vermittlungstätigkeit der Kaufleute gewesen sein muß, läßt sich an einem kleinen, aber beachtenswerten Detail ablesen: Durchweg werden die Namen der Geschäfte/Geschäftsleute präzise erinnert – ebenso wie die genaue Beschaffenheit der begehrten Ware.

5. *Blickerweiterung*

Die Rekonstruktion des diffizilen Beziehungsgeflechtes, in dem Kinder und nachbarschaftliche Kontrolleure oder Kinderfreunde um 1900 im Quartier standen, dürfte deutlich gemacht haben, daß eine solche soziale Konfiguration sich schwerlich von außen planen und herbeiführen läßt, weder durch Stadt- und Bauplanung noch durch sozialpädagogische Maßnahmen und Initiativen. Das Wirksamwerden informeller Kontrolle in der Nachbarschaft hängt auch nicht nur von der – historisch gewachsenen – Präsenz einer Vielzahl von Ortswächtern ab, sondern verweist auf weitere Strukturmerkmale urbanen Lebens. Wir haben im Text auf die Organisation kommunaler und staatlicher Verwaltung, auf die Verwaltung von Mietshäusern, auf die Offenheit oder Geschlossenheit familialer Grenzen und deren architektonisches Äquivalent, die Familienwohnung, auf die Attraktivität der öffentlichen Ereignisgeschichte in der Nachbarschaft oder auf die quartiersinterne Verfügbarkeit bzw. Produzierbarkeit von Gütern und Dienstleistungen des täglichen Bedarfs hingewiesen. Damit nicht genug lassen sich weitere Faktoren anführen, die zur relativen sozialen Sicherheit von Straßenkindheit in jener Epoche beitragen, die im vorliegenden Artikel aber nur am Rande oder gar nicht analysiert wurden. Dazu zählen beispielsweise die großen Kinderscharen auf den Straßen, die den Jüngeren eine gewisse Sicherheit gegenüber übermächtigen Erwachsenen zu geben vermochten, die aber auch zur »Selbstkontrolle« der Jüngeren beitrugen. Auch der fließende Verkehr, der durch die Stadtviertel ging – Passanten, Fuhrwerke – war »offener« für Interaktionen zwischen Kindern und Fremden als der heutige »verhäuslichte« Automobilverkehr. Wir können an die lokal gebundene Vereinsöffentlichkeit denken, die zur Integration der Quartierskinder über regelmäßige Feste, Feiern, Ausflüge beitrug.

Pointiert formuliert: Soziale Vernetzung von Kindheit im städtischen Nahbereich und Entfaltung städtischer Straßenkindheit gehen um 1900, einer Zeit der Hochphase dieses Kindheitsmodus, eine enge Symbiose ein, die im Rahmen des (west)europäischen Stadtsystems nicht wiederherstellbar scheint. Wertend gesagt: Mit dieser Form von Kindheit ging auch ein Stück Stadtkultur verloren.

Reinhart Lempp

## Ist die kindgerechte Stadt kindgerecht?

Der Begriff der Kindgerechtigkeit hat in unserem sozialen Leben und damit auch in der Architektur, bei der Planung von Wohnhäusern und im Städtebau einen hohen Stellenwert erhalten, d. h. er ist Mode geworden und dient als Ausdruck fortschrittlichen Denkens und Planens. Das kindgerechte Haus, die kindgerechte Stadt nimmt Rücksicht auf den Raumbedarf des Kindes, daß es genügend Platz in der Wohnung findet zum Spielen, für ein eigenes Reich, für die Möglichkeit, gefahrlos zu leben, daß es Spielplätze findet in möglichst guter Luft und daß es ungefährdet vom Verkehr von zuhause in den Kindergarten und in die Schule gehen kann.

Meist stößt dies in mehrstöckigen Wohnhäusern oder gar Wohnhochhäusern an die technische Grenze des Aufzugs, den ein Kind gar nicht allein bedienen soll, weswegen – oder auch aus Gedankenlosigkeit – die Stockwerksknöpfe im Fahrstuhl so hoch angebracht werden, daß man erst jenseits der Grundschule bis zum eigenen Stockwerksknopf hochlangen kann. Es findet aber auch seine Grenze in der Quadratmeterzahl der Wohnungen bei hohen Mieten und erwünschter Rendite, und auch in einer modernen Stadt, bei deren Anlage man um Kindgerechtigkeit bemüht war, müssen in der Regel die Vorschulkinder zum Kindergarten gebracht werden, da der Weg dorthin sich nicht von Verkehrsgefahren freimachen läßt.

Seit wann gibt es eigentlich eigene Bedürfnisse der Kinder oder besser, seit wann finden diese Beachtung? Es liegt nahe, zu antworten: »Das war doch schon immer so.« Tatsächlich aber wurde uns erst in den letzten Jahren deutlich gemacht, daß es eine »Kindheit« im Grunde erst seit der Neuzeit gibt. Der französische Historiker Ariès<sup>1</sup> zeigte uns, daß es erst nach dem Mittelalter so etwas gibt, das wir als Kindheit bezeichnen. Er machte dies an alten Gemälden deutlich, auf welchen die Kinder die gleichen Kleider tragen wie die Erwachsenen, mit denen sie zusammen sind, eben nur kleiner geschnitten. Das Kind war, auch in der Wissenschaft, noch lange Zeit nichts anderes als eben ein »kleiner Mensch«. Bis zur Renaissance lebten die meisten Kinder, wenn wir von der dünnen Schicht der adeligen und reichen Bürger absehen, von Geburt an mit ihren Eltern zusammen, nahmen im gleichen Raum teil am Leben der Erwachsenen, an ihrer Arbeit, bei der sie, sobald sie dazu nur in der Lage waren, mithelfen mußten, an ihrem Streit und an ihrer Liebe.

Der erste Schritt, der eine Änderung dieses gemeinsamen Lebens von Erwachsenen

<sup>1</sup> Ph. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, München 1978.

und Kindern einleitete, war die Schulpflicht, welche in Württemberg unter Herzog Christoph relativ früh schon im 16. Jahrhundert begann, sich aber überall bei uns bis zum 18. Jahrhundert als Regel ausbreitete. Mit der Einführung der Schulpflicht delegierten die Eltern einen Teil ihrer Erziehungsaufgabe an fremde, bezahlte Kräfte. Diese Entwicklung hat sich seither kontinuierlich fortgesetzt. Sie wurde ergänzt durch die Einführung von Kindergärten, durch die Verlängerung der Schulpflicht und einer immer länger dauernden, vorwiegend theoretischen, mit fortgesetzter sozialer Unselbständigkeit verbundenen Berufsausbildung, an der ein immer größerer Anteil auch der Jugendlichen und jungen Erwachsenen teilnahm, so daß heute ein großer Teil der Jugendlichen erst am Ende des dritten Lebensjahrzehnts sozial selbständig und damit eigentlich erst erwachsen wird.

In dieser, über mehrere Jahrhunderte gehenden Entwicklung entstand auch eine veränderte Sicht der Kinder und ihrer Bedürfnisse. Man erkannte, daß sie andere Bedürfnisse haben als die Erwachsenen, daß sie auch in ihren physiologischen und psychologischen Strukturen anders gebaut und entwickelt sind und anders reagieren als die Erwachsenen. Diese sahen sich mit der Zeit genötigt, dieses »Anders-Sein« zu berücksichtigen und sich »kindgerecht« zu verhalten.

So sehr man dies als einen zivilisatorischen Fortschritt anerkennen muß, so kann doch nichts darüber hinwegtäuschen, daß mit der Neuzeit, genau mit der Einführung der Schulpflicht, eine kontinuierlich sich ausbreitende Ausgrenzung der Kinder aus der Erwachsenenwelt stattfand. Die Erwachsenen wollten zunehmend unter sich bleiben. Dies ging im wesentlichen vom selbstbewußter werdenden Bürgertum des 19. Jahrhunderts aus, welches sich am Adel orientierte, wo die Kinder schon immer ihre eigene Betreuung durch dafür angestellte Personen hatten. Das Familienbild, das wir heute pflegen, entspricht dem Bild des Bürgertums im letzten Jahrhundert, das damals noch eine kleine Minderheit darstellte.<sup>2</sup>

Dies macht deutlich, daß auch die Forderung nach eigenem Raum für die Kinder, Einrichtungen für Kindergärten, Schule, für Jugendhäuser und Diskotheken, aber auch für Spielplätze in ähnlicher Weise eine Ausgrenzung darstellen, wie sie städtebaulich schon im Mittelalter gegenüber den Aussätzigen – die damals durch die noch nicht klar erkannte Form der Ansteckung einigermaßen sachlich begründet erscheint – geübt wurde, sowie in der Einrichtung von Ghettos für Juden, ebenso wie später die Verlegung psychiatrischer Anstalten und Altersheime vor den Stadtrand hinaus, damit die Insassen es in guter Luft und in der stillen Abgeschiedenheit besser hätten als im lauten Treiben des Dorfes oder der Stadt. Für die Ausgrenzung gibt es immer viele vernünftige Gründe. Immer ist es jedoch die Gruppe der die sozialen Bedingungen bestimmenden Erwachsenen in ihrer Gemeinschaft, die sich von all denen trennen will, die ihr eigenes Leben und Treiben stören könnten.

<sup>2</sup> B. Beuys, Familienleben in Deutschland, Reinbek 1980.

Zur Zeit ist es vor allem der in den letzten Jahrzehnten rasch wachsende Verkehr, Ausdruck und Träger unseres wirtschaftlichen Wohlstandes, der eine solche Ausgrenzung von Kindern und Jugendlichen notwendig zu machen scheint. An diesem Verkehr, in dem wir Erwachsenen einen nicht geringen Anteil unseres täglichen Lebens verbringen, können Jugendliche erst nach dem achtzehnten Lebensjahr, nach Erwerbung des Führerscheins, in vollem Maße teilnehmen, mit Mofa und Moped schon ein paar Jahre früher. Kinder dürfen mit dem Fahrrad bis zum achten Lebensjahr noch auf dem Bürgersteig fahren, und man bemüht sich, die dem Verkehr sich nicht anpassenden Fahrräder auf eigene Wege – zu ihrem eigenen Wohle natürlich – abzuschieben.

Wenn man sich an der sogenannten »alten Stadt« orientiert, so war dort die Ausgrenzung noch lange nicht so weit fortgeschritten wie heute. Es gab, schon aus Platz- und Kostengründen, noch kaum eigene Kinderzimmer, und jeder Hinterhof und Garten war als Spielplatz für die Kinder zugänglich, wie auch der Arbeitsplatz des Vaters und der Mutter, sei es die Landwirtschaft oder die handwerkliche Werkstatt und der Verkaufsraum. Landwirtschaft und Handwerk stellten aber die große Mehrheit der Bevölkerung. Auch der Verkehr war im letzten Jahrhundert noch so beschaulich, daß er, von wenigen Hauptstraßen abgesehen, dem Lebensraum der Kinder nicht entgegenstand. Vor dem Pferdewagen und dem Reiter lernten sie frühzeitig auszuweichen. Auch die Lebensbedingungen der »alten Stadt« standen am Anfang einer sich dann in den letzten Jahrzehnten rasch ausbreitenden Ausgrenzungstendenz gegenüber den Kindern und Jugendlichen unter dem Schlagwort »Kindgerechtigkeit«.

Was würde wirkliche Kindgerechtigkeit heute bedeuten?

Zunächst müssen wir wohl trennen zwischen einer Kindgerechtigkeit und einer Jugendgerechtigkeit, einfach deshalb, weil die soziale Abhängigkeit für die meisten Jugendlichen nicht, wie noch vor 50 Jahren nach Ende der Schul- und Lehrzeit mit etwa 16 oder 17 Jahren endet, sondern, wie gezeigt wurde, für die größere Zahl der heranwachsenden jungen Menschen weit in das dritte Lebensjahrzehnt sich hinaus ausdehnt. Der Übergang vom Leben des Kindes in das der Erwachsenen findet heute nicht mehr nach Schulentlassung und Konfirmation statt, wie für die meisten Kinder noch vor 50 Jahren, als sie damit in ein Arbeitsverhältnis oder Lehre und damit auch in die Erwachsenenwelt eintraten, sondern es kommt zunächst zum Übergang in eine verlängerte und von der Erwachsenenwelt abgegrenzten Jugend, die als weiterhin sozial unselbständig ihre eigenen Bedürfnisse und Ansprüche hat.

Auch wenn man eine Wiederherstellung der Gemeinsamkeit von Erwachsenen einerseits und Kindern und Jugendlichen andererseits, wenigstens im Rahmen des Möglichen, als wünschenswert ansieht, so wird man den Wunsch der Jugendlichen, die sich von ihrer Reifezeit an zunächst einmal von dieser Erwachsenenwelt distanzieren wollen, um ihre eigene Identität zu finden, nicht bestreiten können. Es wäre allerdings dabei die Frage zu stellen, wie weit nicht auch im gesamten sozialen Bereich ei-

ner solchen Ausgrenzung der Jugendlichen aus der Erwachsenenwelt entgegengesteuert werden sollte. Dennoch wird man gerade den Jugendlichen ihren eigenen Freiraum in Jugendhäusern, Diskotheken, Sport- und Spielplätzen zumindest unter den gegebenen sozialen Bedingungen nicht wegnehmen wollen. Sie würden ihn sich auch nicht mehr wegnehmen lassen.

Wenden wir uns also zunächst der Frage der Kindergerechtigkeit zu, so sollte angestrebt werden, diese am Erwachsenenleben mehr teilnehmen zu lassen und mit ihnen ein gemeinsames Leben zu führen. Daß dieses mit der heute üblich gewordenen Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz für beide Eltern nur in beschränktem Maße möglich ist, kann nicht übersehen werden. Dennoch kann auch hier einer weiter fortschreitenden Entfremdung zwischen Erwachsenen und Kindern, deren gemeinsames Leben sich auf die »Wochenendfamilie« beschränkt, entgegengewirkt werden.

Wie könnte dieses in einem Wohnhaus oder in einer Wohnung realisiert werden? Bei der in jeder Familie abnehmenden Kinderzahl<sup>3</sup> könnte auf ein eigenes Kinderzimmer, zumindest für die Vorschul- und Grundschulkinder verzichtet werden. Sie können im geräumigeren Wohnzimmer, wo sich auch Vater und Mutter aufhalten, spielen und auch die bescheidenen Hausaufgaben der ersten Schuljahre schreiben. Die Erwachsenen müßten so lange eben, wenn sie schon am Nachmittag zuhause sind, auf das Fernsehen verzichten. Für ein Vorzeigezimmer für den Besuch gibt es eigentlich keinen Grund mehr, denn auch dieser sollte miterleben, daß das Kind zur Familie gehört. Auch ein eigenes Schlafzimmer ist in den ersten Jahren nicht erforderlich. Erst etwa in der Grundschulzeit und vor allem dann in der beginnenden Reifeentwicklung möchte der größer werdende Junge oder das heranwachsende Mädchen seinen eigenen Raum haben, in den es sich zurückziehen kann, den es nach den eigenen Wünschen gestalten kann, in dem es »seine« Musik hören kann und in dem es abends, vor dem Einschlafen noch lesen möchte.

Im Bereich des Städtebaus sollte, soweit wie möglich, für die Kinder und Erwachsenen der gleiche Lebensraum zur Verfügung stehen. Der Trennung von Wohn- und Arbeitswelt könnte dadurch entgegengewirkt werden, daß unmittelbar bei oder in der Nähe der Arbeitsplätze der Eltern auch die Kindergärten und Kinderhorte eingerichtet werden. Das Leben der Kinder – nicht der Jugendlichen! – mit ihrem Spiel und Treiben sollte auch der Freizeitbereich der Erwachsenen sein.

Die größten Schwierigkeiten bereitet der ausufernde und auf niemand Rücksicht nehmende Verkehr, dem sich alle begeistert oder resigniert unterordnen. Er sollte daher rigoros aus der Wohnstadt verdrängt werden, an den Stadtrand oder in den Untergrund. So weit außerhalb der Massenverkehrswege ein Transport notwendig wird und durch einen wirklich kindgerechten, das heißt von Kindern ebenso wie von Erwachsenen gleichermaßen benützbaren Nahverkehr nicht bewältigt werden kann,

<sup>3</sup> Vgl. auch R. Lempp, Familie im Umbruch, München 1986.

müssen Verkehrsformen gefunden werden, an denen auch Kinder ohne wesentliche Gefährdung teilnehmen können, zum Beispiel durch Elektroautos zum Einkaufen und Nachbarschaftsverkehr mit einer Höchstgeschwindigkeit von 15 bis 20 Stundenkilometern.

Gerade das bei uns streng verpönte und verbotene Spiel der Kinder »auf der Straße«, also dort, wo sich die Kinder regelmäßig und natürlicherweise begegnen können, ist als Ort sozialen Lernens für die überwiegend einzeln aufwachsenden Kinder von großer Wichtigkeit. Der vom Wohnhaus wegen des Lärmes möglichst weit entfernte, mit fertigen Spielgeräten wohl ausgestattete Spielplatz, bietet diese Möglichkeit nur ungenügend, da hier die Erwachsenen fehlen auf die man Rücksicht zu nehmen lernen muß und die ihrerseits auch gegenüber den Kindern Toleranz einüben müssen.

Vor allem sollte uns bewußt werden, auch in der Architektur und im Städtebau, daß uns die Forderung nach Kindergerechtigkeit bisher vornehmlich dazu gedient hat, die Kinder und die immer mehr zu Kindern gemachten Jugendlichen aus unserer Erwachsenenwelt und unserem Erwachsenenleben auszuschließen, nicht zu ihrem eigenen Wohle, sondern allein um der Bequemlichkeit der Erwachsenen willen und zur Durchsetzung deren eigener Wünsche und Bedürfnisse. Eine wieder zunehmende Herinnahme unserer Kinder und Jugendlichen würde nicht nur die zwar natürlichen und unvermeidlichen, aber in den letzten Jahrzehnten unnötig gewachsenen Spannungen zwischen den Generationen vermindern. Sie würde den Kindern und Jugendlichen Gelegenheit bieten, unter ihrer eigenen aktiven Teilnahme wieder mehr in das Gemeinwesen unserer gemeinsamen Welt hineinzuwachsen. Dazu muß aber auch die Planung der Wohnhäuser und der Städte ihren Beitrag leisten.

## Aktionsräume von Kindern im Wohnumfeld

*Fragestellungen und Methoden der »Freiburger Kinder-Studie«*

1. Einleitung – 2. Aktionsräume für Kinder – 3. »Topographie der Kindheit« – 4. Skizze der »Freiburger Kinder-Studie«

### 1. Einleitung

Über das Thema »Kindheit heute« gibt es die widersprüchlichsten Aussagen: »Noch nie ging es Kindern so gut« – sagen die einen und können sich dabei auf den Historiker Lloyd de Mause berufen.<sup>1</sup> Vom »Verschwinden der Kindheit« sprechen dagegen die anderen und zitieren als Gewährsmann den amerikanischen Sozialpsychologen Neil Postman.<sup>2</sup> Stolz zählen die einen auf, was für Kinder alles getan wird: Kindergärten und -horte, Kinderbüros und Kinderkommissionen; Kinderhäuser und Kindertreffs; Kinderspielplätze in allen nur denkbaren Varianten, sogar Abenteuerspielplätze, die man in der Wohnung einrichten kann; Spielmobile, Ferien- und Spielprogramme; Erlebnispädagogen; Spieltherapien und zahllose Kurse (Flöten, Ballett, Judo, Malen und noch vieles mehr); Super-Kinder-Parties, Zeitreisen für Kinder, Spiel- und Spaßolympiaden und nicht zu vergessen: ein riesiger Markt für Kinder, der sich intensiv um die steigende Kaufkraft dieser Bevölkerungsgruppe bemüht.

Das wäre beeindruckend und fast beruhigend, wenn es nicht wieder andere gäbe, die alle diese Errungenschaften als »systematisch vorenthaltene Wirklichkeit« kommentieren und die davon sprechen, daß unsere Kinder in der »organisierten Illusion« allmählich erblinden.<sup>3</sup>

Die gegenwärtige Situation von Kindern wird vor allem durch vier Entwicklungen bestimmt:

1. Veränderungen im Bereich von Ehe und Familie haben weitreichende Auswirkungen auf den Lebensalltag von Kindern: zunehmende Berufstätigkeit beider Elternteile, ein verändertes Erziehungsverhalten und die zunehmende Tendenz zur Eheauflösung.

<sup>1</sup> L. de Mause, *Hört ihr die Kinder weinen? Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*, Frankfurt 1977. Eine Geschichte der Kindheit, die zu ganz anderen Schlüssen kommt, hat Ph. Ariès vorgelegt: *Ph. Ariès, Geschichte der Kindheit*, München 1975.

<sup>2</sup> N. Postman, *Das Verschwinden der Kindheit*, Frankfurt 1987.

<sup>3</sup> F. Thiemann, *Kinder in den Städten*, Frankfurt 1988, S. 60.

2. Der Kinderalltag wird in zunehmendem Maße durch die neuen Medien und Technologien geprägt: Fernsehen, Video, Computer (Computerspiele).
3. Kinder werden zunehmend in Erziehungs-, Ausbildungs- und Freizeitinstitutionen eingebunden. Experten und Spezialisten werden immer mehr zu bedeutsamen Interaktionspartnern für Kinder.
4. Für eine große Zahl von Kindern – vor allem für Kinder, die in Städten leben – läßt sich ein Verlust von Aktionsräumen beobachten. Die Möglichkeiten zum spontanen und unbeaufsichtigten Spielen draußen und in unmittelbarer Wohnnähe werden für viele Kinder immer ungünstiger.

Zwischen diesen Entwicklungen bestehen Wechselwirkungen: Die Veränderungen im Bereich der Familie verstärken die Nachfrage nach organisierter Betreuung. Der Verlust von Aktionsräumen steigert das Interesse an Medien und läßt eine Nachfrage nach organisierten Angeboten entstehen. Die zunehmende Einbindung von Kindern in Organisationen und die steigende Bedeutung der Medien verringern die Möglichkeiten zum Aufenthalt draußen im Umfeld der Wohnung. Wollte man die biographischen Auswirkungen dieser Entwicklungen herausfinden, dann müßte man alle diese Trends berücksichtigen. Das ist jedoch in einer empirischen Untersuchung mit begrenzten Ressourcen kaum möglich. Es ist vielmehr eine Auswahl erforderlich, eine Konzentration auf ganz bestimmte Aspekte. In der vom Institut für Soziologie der Universität Freiburg im Auftrag der Stadt durchgeführten Untersuchung steht das Thema »Aktionsräume im unmittelbaren Wohnumfeld« im Vordergrund:

- Über welche Aktionsräume verfügen Kinder im Stadtgebiet von Freiburg in unmittelbarer Wohnnähe?
- Welche Aktionsräume werden von Kindern genutzt?
- Wie werden Aktionsräume im Wohnumfeld von Kindern genutzt?
- Wie sind Aktionsräume im Stadtgebiet verteilt?
- Wie haben sich Aktionsräume im Zeitverlauf verändert?
- Welche Auswirkungen hat es für die Lebensqualität von Kindern und für das Gelingen von Sozialisationsprozessen, wenn geeignete Aktionsräume im unmittelbaren Wohnumfeld fehlen?
- Welche Vorstellungen haben Eltern und Kinder über geeignete Aktionsräume?

Für die Auswahl dieser Themenstellung spricht nicht nur, daß sie wichtig ist, wenn man verstehen will, was »Kindheit heute« bedeutet. Denn wichtig dafür wäre, wie gesagt, auch die Untersuchung der Situation von Kindern in ihren Familien oder der Bedeutung von Medien für den Kinderalltag. Bei diesen Themen ist es jedoch schwierig, praktische Folgerungen aus den Untersuchungsergebnissen abzuleiten. Eine Stadt hat kaum Möglichkeiten, die Entwicklungen im Bereich von Ehe und Familie zu beeinflussen. Und sie hat auch nur wenig Chancen, die Ausbreitung von Medien und neuen Technologien so zu kanalisieren, daß negative Auswirkungen auf Kinder nicht zu befürchten sind. Das ist anders bei den »Aktionsräumen«. Hier handelt es sich um

einen Bereich, für den die Städte selber verantwortlich sind und wo es auch Möglichkeiten zur politischen Beeinflussung und planerischen Gestaltung gibt.

Im folgenden werde ich darstellen, was für Informationen im Rahmen dieser Untersuchung erhoben werden und welche Interpretationsmöglichkeiten dann damit verbunden sind. Diese Erläuterung erfolgt unter zwei Gesichtspunkten:

1. Ich werde erläutern, was eigentlich unter »Aktionsräumen für Kinder« zu verstehen ist.
2. Ich werde eine Art »Topographie der Kindheit« vorstellen und vor diesem Hintergrund zu zeigen versuchen, welchen Stellenwert die Untersuchung von Aktionsräumen für die Stadtplanung besitzt.

## 2. Aktionsräume für Kinder

Unter Aktionsräumen für Kinder einer bestimmten Alters- bzw. Entwicklungsstufe verstehe ich Territorien, die über vier Eigenschaften verfügen: Zugänglichkeit, Gefährlosigkeit, Gestaltbarkeit und Interaktionschancen.

### a) Zugänglichkeit

Damit man Territorien als »Aktionsräume« bezeichnen kann, müssen diese Territorien für Kinder der betreffenden Altersgruppe zugänglich sein. Die Einschränkung »einer bestimmten Alters- und Entwicklungsstufe« ist sehr wichtig, denn es gibt keine »allgemeinen Aktionsräume«.

Zugänglichkeit bedeutet, daß es keine sozialen, räumlichen oder verkehrstechnischen Barrieren gibt. *Soziale Barrieren* sind z. B. Verbote – von Eigentümern, von besorgten Eltern, von den Ordnungsbehörden. Soziale Barrieren können aber auch darin bestehen, daß ein bestimmtes Gebiet nur Kontakte mit anderen Kindern ermöglicht, die aus irgendwelchen Gründen als nicht akzeptabel gelten. *Räumliche Barrieren* bestehen darin, daß Territorien außerhalb des Aktionsradius von Kindern liegen, daß sie zu weit weg sind. Empirische Untersuchungen zeigen, daß der Aktionsradius von Kindern überraschend klein ist. Ist ein Territorium mehr als 150 m vom Wohnstandort entfernt, müssen schon außergewöhnliche Gründe vorliegen, damit dieses Territorium auch als Aktionsraum in Frage kommt. Der Aktionsradius wird zwar mit zunehmendem Alter größer, aber auch bei den älteren Kindern ist er noch immer sehr klein. Bei Jugendlichen nimmt der Aktionsradius im übrigen wieder ab.<sup>4</sup> Auch *verkehrstechnische Barrieren* können sehr wichtig sein: Ein ansonsten sehr attraktives Gebiet fällt als Aktionsraum praktisch weg, wenn es durch eine stark befahrene Straße nur schwer erreichbar ist.

<sup>4</sup> Vgl. dazu die Untersuchung von H. J. Krause / T. Orth / H. v. Seggern, Kinder in der Innenstadt auf Straßen und Plätzen, Hamburg 1977 (hekt. Man.).

### b) Gefährlosigkeit

Damit Territorien als Aktionsräume gelten können, müssen sie gefahrlos sein – wiederum im Hinblick auf die altersspezifischen Möglichkeiten des Erkennens und Vermeidens von Gefahren. Die bedeutendste Gefahrenquelle in einer Stadt ist sicher der Autoverkehr. Der Ausbau von Straßen, die Entwicklung zur autogerechten Stadt hat nicht nur zur gravierenden Zerstörung von Stadt- und Straßenbildern geführt. Der vom ruhenden und fließenden Autoverkehr geprägte städtische Raum eignet sich auch immer weniger für den Aufenthalt von Kindern im Vorschul- und Grundschulalter.

Jeder weiß, wie dramatisch der motorisierte Individualverkehr zugenommen hat. Die Zahl der zugelassenen Kraftfahrzeuge stieg rapide. Die Pendlerströme von den außerhalb gelegenen Wohnstandorten zum Arbeitsplatz und zu den Konsumstätten nahmen gewaltig zu:

- In Freiburg stieg die Zahl der zugelassenen Kraftfahrzeuge zwischen 1961 und 1988 um mehr als das Vierfache, von rund 20 000 auf nunmehr rund 90 000.
- Die Zahl der Pendler, die einen PKW benutzen, ist in der gleichen Zeit von rund 8000 (1961) auf fast 46 000 (1987) gewachsen, also fast um das Sechsfache.

Das auf diese Weise entstandene Gefahrenpotential ist enorm, auch wenn die Statistik zunächst einmal eher das Gegenteil zu beweisen scheint. Seit 1972 läßt sich nämlich beobachten, daß die »Unfälle mit Kindern« rückläufig sind. Diese Information enthält jedoch nur die halbe Wahrheit, denn nicht berücksichtigt sind zwei Entwicklungstrends: zum einen, daß die Zahl der Kinder abgenommen hat und zum anderen, daß Kinder vermutlich immer weniger Zeit draußen auf der Straße verbringen. Die Abnahme der absoluten Zahl von Unfällen mit Kinderbeteiligung ist wohl in erster Linie nicht auf mehr Verkehrssicherheit zurückzuführen, sondern auf das präventive Handeln von Eltern und Kindern: Auf den Straßen halten sich vermutlich immer weniger Kinder auf und konsequenterweise wird dann auch die Zahl der Kinder, die in einen Unfall verwickelt sind, entsprechend geringer. Wenn man versucht, diese Effekte durch gezielte Schätzungen zu berücksichtigen, so wird deutlich, daß das Unfallrisiko pro Zeiteinheit nicht geringer geworden ist, sondern – rund gerechnet – um den Faktor 2.0 zugenommen hat.

Ich möchte hier noch einmal betonen, wie wichtig es ist, die je spezifischen Möglichkeiten der Gefahrenwahrnehmung und -vermeidung zu berücksichtigen. Diese Möglichkeiten sind in erster Linie von der Alters- bzw. von der Entwicklungsstufe eines Kindes abhängig, aber nicht nur. Im letzten Urlaub konnte ich die Kinder einer Bauernfamilie beim Spielen beobachten. Die Kinder – im Alter zwischen 3 (!) und 6 Jahren – bewegten sich völlig frei in der Scheune, im Stall und in der Nähe eines Gebirgsbaches mit starker Strömung. In der Scheune standen Geräte und Werkzeuge, mit denen man sich in gefährlicher Weise hätte verletzen können. Und wäre eines der kleineren Kinder in den Bach gefallen, so hätte es wahrscheinlich niemand retten kön-

nen. Auch die Lebensverhältnisse in kleinen und idyllischen Bergdörfern können also sehr gefährlich sein, wenn man die objektiven Gefahrenpotentiale betrachtet. Die Eltern dieser Kinder waren jedoch ziemlich unbesorgt und erklärten uns, daß ihre Kinder es *gewohnt* waren sich in dieser Umgebung frei zu bewegen und daß kein Grund zur Sorge besteht. Man muß hinzufügen: Auch die Eltern waren es gewohnt, daß ihre Kinder sich an Orten aufhalten, die aus der Sicht städtischer Eltern nicht ungefährlich sind. Es sind also auch die Gewöhnung an Gefahrenpotentiale und die im Verlauf dieser Gewöhnung erworbenen Routinen im Vermeiden von Gefahren, die eine bedeutende Rolle spielen. Auch dieser Aspekt muß berücksichtigt werden, wenn es darum geht, den »Grad der Gefährlosigkeit« eines Territoriums einzustufen. Es kann also völlig falsch sein, die Gefährlichkeit nur aufgrund von objektiven Gegebenheiten einzuschätzen. Eine Gefahr ergibt sich immer erst aus dem Zusammenspiel von objektiven und subjektiven Faktoren. Dennoch ist der Straßenverkehr für viele Kinder gefährlich: aus objektiven *und* subjektiven Gründen – nicht nur, weil das Verkehrsaufkommen hoch ist, sondern auch deshalb, weil in dem Maße, in dem Kinder aus öffentlichen Bereichen verdrängt werden oder wegen der großen Attraktivität von Innenräumen das Interesse am öffentlichen Bereich verlieren, ihnen auch die Fähigkeit verloren geht, die für ihre Umwelt spezifischen Gefahren zu erkennen und damit umzugehen.

### c) Gestaltbarkeit

Von einem Aktionsraum für Kinder kann man erst dann sprechen, wenn das betreffende Territorium von Kindern der untersuchten Altersgruppen auch »gestaltbar« ist, wenn Kinder ihre altersspezifischen Gestaltungsmöglichkeiten und -wünsche in diesem Territorium umsetzen können. Es gibt natürlich zugängliche und gefahrlose Räume für Kinder, die nicht gestaltbar sind. Solche Räume könnte man vielleicht als Bewegungs- oder Transiträume bezeichnen. Viele Spielplätze in der Stadt sind in diesem Sinne keine Aktionsräume, sondern Bewegungsräume – zumindest für die größeren Kinder. Nun sind die Gestaltungswünsche von Kindern natürlich sehr vielfältig, und es ist nicht leicht, eindeutig festzustellen, wann denn nun eigentlich ein Territorium für Kinder gestaltbar ist. Die Gestaltungswünsche von Kindern hängen z. B. sehr stark von ihrem Zeithorizont ab. Ein dreijähriges Kind hat beim Spielen einen Zeithorizont, der im Minutenbereich liegt. Es wird damit zufrieden sein, einen Sandkuchen zu bauen, auch wenn dieser nach wenigen Minuten schon durch andere Kinder wieder zerstört wird. Ein Neunjähriger dagegen hat einen Zeithorizont, der im Tage- vielleicht sogar im Wochenbereich liegt. Etwas gestalten kann dann z. B. bedeuten, eine Hütte zu bauen, die mehrere Tage lang benutzt werden soll. Der Begriff »Gestaltbarkeit« ist schwierig zu interpretieren. Dazu gehört ja nicht nur, daß es Möglichkeiten zum Herstellen (von Sandkuchen oder Hütten) gibt, sondern auch Bewegungsspiele, Regelspiele oder Rollenspiele sollen möglich sein. Vermutlich gibt es nur eine

Möglichkeit, die Gestaltbarkeit von Räumen zu ermitteln: Man muß die Sichtweise der Kinder übernehmen und sie fragen, ob man »hier was machen kann«, »was man hier machen kann«, ob »hier was los ist« usw. Vermutlich wird man dann feststellen, daß Räume, die für Kinder als gestaltbar gelten etwas gemeinsam haben:<sup>5</sup> Es wird sich in den meisten Fällen

- um funktional unbestimmte Räume handeln,
- um Räume, deren Nutzung nicht eindeutig festgelegt ist,
- um Räume, die Möglichkeiten zur Veränderung enthalten.

Wenn wir die Entwicklungen bis zum Beginn der 80er Jahre betrachten, so wird deutlich, daß in den Städten immer mehr Territorien in ihren Funktionen festgelegt wurden. Seit den 50er Jahren läßt sich eine umfassende und gründliche Vernichtung von Spielflächen für Kinder beobachten. Immer mehr freie Flächen werden überbaut. Funktionsunbestimmte und von Kindern nutzbare Bereiche wurden einer zweckbestimmten Nutzung zugeführt, die Kinder immer mehr ausschließt. Für Kinder wurden ganz spezifische Räume abgegrenzt. Es wurden Reservate geschaffen, Spielplätze der verschiedensten Art: Bauspielplätze, Abenteuerspielplätze, ganz »normale« Spielplätze, Bolzplätze usw. Auf diesen Plätzen können wir eine Festlegung von Nutzungsmöglichkeiten beobachten, und parallel dazu eine Einengung der Gestaltungsmöglichkeiten. Empirische Untersuchungen zeigen, wie wenig attraktiv Spielplätze für größere Kinder sind, daß Spielplätze nur in solchen Gebieten attraktiv sind, in denen es keine anderen Möglichkeiten gibt, daß größere Kinder die Spielplätze am ehesten als Bewegungsraum und als Treffpunkt nutzen.<sup>6</sup>

### d) Interaktionschancen

Das vierte Kriterium für einen Aktionsraum besteht darin, daß er Interaktionschancen bieten muß, d. h. er muß die Möglichkeit bieten mit anderen Kindern zusammenzukommen. Dabei sind besonders die Kontaktchancen mit Gleichaltrigen wichtig: Was nutzt ein zugängliches, gefahrloses und gestaltbares Territorium, wenn keine Chance besteht, mit anderen zu spielen? Wie die Entwicklung in den letzten Jahren verlaufen ist, dürfte bekannt sein: Wir können beobachten, daß Kinder in zunehmendem Maße aus der Stadt verschwinden. In Freiburg lebten 1971 noch 11232 Kinder im Alter bis zu sechs Jahren. 1988 waren es dagegen nur noch 7842. Die Zahl der Kinder und damit auch die durchschnittliche Kontaktchance hat sich um 30% verringert. Bei den Kindern im Alter von 6 bis 15 Jahren verlief die Entwicklung ähnlich. 1971 gab es im Stadtgebiet 18827 Kinder in dieser Altersgruppe – 1988 nur noch

<sup>5</sup> Vgl. dazu G. Harms u. a., Kinder und Jugendliche in der Großstadt, Berlin 1985.

<sup>6</sup> Vgl. dazu G. Schottmayer / R. Christmann, Kinderspielplätze. Beiträge zur kindgerechten Gestaltung der Wohnumwelt, Stuttgart 1977; D. Höltershinken, Öffentliche Kinderspielplätze in der BRD, in: Westermanns Päd. Beiträge 2/1972, S. 86–91; J. Jacob, Kinder in der Stadt. Freizeitaktivitäten, Mobilität und Raumwahrnehmung, Pfaffenweiler 1987.

12202. Die Zahl der Kinder ist hier sogar um 35% zurückgegangen. Diese Entwicklung ist in einigen Stadtgebieten noch sehr viel deutlicher: In den Innenstadtbezirken ging die Zahl der Kinder sogar um rund 50% zurück; in den westlichen Stadtteilen um 40%. Die Gründe für diese Entwicklung (rückläufige Geburtenrate, Suburbanisierung etc.) sind hinlänglich bekannt.

Erst wenn diese vier Kriterien – Zugänglichkeit, Gefahrlosigkeit, Gestaltbarkeit und Interaktionschancen – erfüllt sind, kann man davon sprechen, daß es sich um einen Aktionsraum für Kinder einer bestimmten Alters- bzw. Entwicklungsstufe handelt. Für die empirische Erforschung von Aktionsräumen wäre es praktisch, wenn man diese Kriterien durch vier Skalen mit jeweils einem Bereich von 0 bis 1 messen könnte. Das dürfte kaum möglich sein. Aber diese Vorstellung regt zu einem theoretischen Modell an, das deutlich macht, was unter der Qualität von Aktionsräumen zu verstehen ist:

- Die Gebiete in einer Stadt können mehr oder weniger über die Eigenschaft »Aktionsraumqualität« verfügen. Es handelt sich hier also um ein graduelles Phänomen, nicht um eine Schwarz-Weiß-Klassifizierung.
- Diese vier Kriterien sind »multiplikativ« verbunden: Aktionsqualität = Zugänglichkeit × Gefahrlosigkeit × Gestaltbarkeit × Interaktionschance. Wenn auch nur ein Kriterium den Wert Null hat, so kann das betreffende Territorium nicht als Aktionsraum für Kinder eingestuft werden.

Viele Spielplätze erfüllen recht gut drei Kriterien: sie sind zugänglich und gefahrlos und man kann auch andere Kinder dort treffen. Aber leider bieten viele Spielplätze nur sehr wenig Gestaltungsmöglichkeiten – zumindest ist das so für größere Kinder, von denen der Spielplatz meistens nur als Treffpunkt oder Bewegungsraum genutzt wird.

Für die Stadt Freiburg soll also untersucht werden, wie sich Aktionsräume für Kinder verändert haben. Es wird Gebiete geben, in denen sich die Aktionsraumqualität verschlechtert hat, aber auch Stadtbereiche, in denen sie sich halten konnte oder sogar verbessert hat. Die Untersuchung soll zeigen, in welchen Stadtgebieten wegen der schlechten Qualität von Aktionsräumen ein besonderer Handlungsbedarf besteht. Wenn man einmal von der durchschnittlichen Entwicklung in Großstädten ausgeht, wird man erwarten müssen, daß immer mehr Aktionsräume für Kinder verloren gegangen sind, bzw. daß sich die Qualität von Aktionsräumen verschlechtert hat. Kinder in Städten – vor allem Vorschul- und Grundschulkindern – haben immer weniger die Möglichkeit, sich draußen – also außerhalb der Wohnung – spontan und unbeaufsichtigt aufzuhalten und mit anderen Kindern zu spielen.

Was des »Deutschen liebsten Kind« geworden ist, zeigt die Abbildung 1: Mitte der 50er Jahre gab es im Stadtgebiet von Freiburg pro ha Fläche nahezu doppelt so viele Kinder wie zugelassene Kraftfahrzeuge. Dieses Verhältnis hat sich dann im Laufe der Zeit dramatisch verändert. 1988 gab es pro ha Stadtfläche nur noch 5 Kinder, aber

dafür 20 zugelassene Kraftfahrzeuge. Kinder sind also immer seltener geworden und Kraftfahrzeuge beherrschen immer mehr das Stadtbild. Diese Entwicklung zeigt, wie sich insgesamt Aktionsräume für Kinder verschlechtert haben. Die Chance, einen Gleichaltrigen zu finden, ist immer geringer geworden. Das Gefahrenpotential hat sich erhöht und die für Kinder zugänglichen und von ihnen gestaltbaren Flächen haben sich verringert.

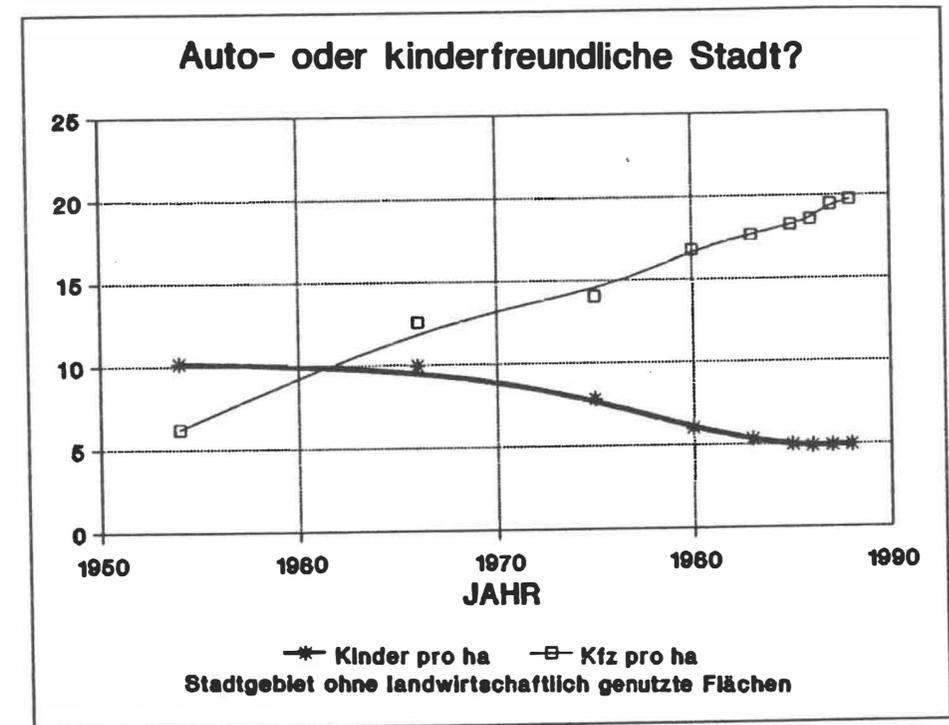


Abbildung 1

Dieser allein durch die gestiegene Motorisierung bedingte Flächenverlust wird deutlich, wenn wir 1961 mit 1987 bzw. 1988 vergleichen. 1961 gab es im gesamten Stadtgebiet rund 20 000 zugelassene Kraftfahrzeuge, die ungefähr 30 ha allein als Stellfläche benötigten (pro Kraftfahrzeug im Durchschnitt 15 qm). 1988 stieg die Zahl der zugelassenen Kraftfahrzeuge auf annähernd 90 000 und der Flächenbedarf für den ruhenden Verkehr erhöhte sich auf rund 135 ha, also ungefähr auf das Doppelte der Fläche, die für den neuen Stadtteil Rieselfeld vorgesehen ist. In Wirklichkeit ist der Flächenbedarf für Stellplätze aber noch viel größer. Wenn man von den zugelassenen Kraftfahrzeugen die Auspendler abzieht und die Einpendler hinzurechnet, so ergibt

sich eine Zahl von rund 117 000 Kraftfahrzeugen, die in Freiburg jeden Tag irgendwo abgestellt werden müssen und eine Fläche von rund 180 ha beanspruchen.<sup>7</sup>

Diese Veränderungen in der Vergangenheit haben Reaktionen entstehen lassen, bzw. Entwicklungen, die ohnehin bereits im Gange waren, noch weiter verstärkt:

- die Einrichtung von »Reservaten« für Kinder,
- eine Verstärkung von pädagogischen Bemühungen bis hin zu einer »Professionalisierung von Kindheit«,
- eine zunehmende Vermarktung von Kindheit,
- die steigende Attraktivität von Medien,
- aber auch Reaktionen der betroffenen Kinder, die sich unter dem Stichwort »Spielen als Konflikt« beschreiben lassen.

#### *Reservate*

Für Kinder mußten in zunehmendem Maße »Reservate« eingerichtet werden, die schönen und kindgerechten Spielplätze. Weil sich die Stadt immer weniger für Kinder eignet, wurden sie in Schutzgebiete verbannt: auf Spielplätze, Sportanlagen und funktionsspezifische Räume – Bolzplätze, Abenteuer- und Bauspielplätze, Waldspielplätze u. ä.

#### *Organisationen für Kinder, »Professionalisierung von Kindheit«*

Es gibt immer mehr organisierte Angebote für Kinder: Kurse, Seminare, Programme, Betreuungs- und Aufbewahrungsmöglichkeiten. Kinder verbringen einen immer größeren Teil ihrer Zeit unter Aufsicht, werden durch Experten angeleitet und müssen schon sehr früh Kompetenz und Leistungsfähigkeit beweisen. Der Anteil der Zeit, die für freies Spielen übrig bleibt, ist bei vielen Kindern erschreckend gering. Diese Entwicklung darf man natürlich nicht unabhängig von der Verschlechterung von außerhäuslichen Aktionsräumen sehen. Wenn Kinder immer weniger Möglichkeiten zum unbeaufsichtigten Spielen außerhalb der Wohnung haben, ist es für Eltern durchaus naheliegend, sie in Kursen, Seminaren oder betreuten Spielgruppen unterzubringen.

<sup>7</sup> Nicht in Rechnung gestellt ist dabei die nicht unerhebliche Zahl der Einkaufspendler. Bei einer genaueren Berechnung müßte man natürlich berücksichtigen, daß einige Fahrzeuge in Tief- bzw. Hochgaragen, also mehrstöckig, untergebracht sind. Da es im Stadtgebiet aber nur knapp 3000 Stellplätze in Parkhäusern gibt, kann dieser Effekt nicht sehr groß sein. Die hier geschätzte Zahl von rund 180 ha für den ruhenden MIV deckt sich auch nicht mit der offiziell ausgewiesenen Parkfläche (ca. 35 ha innerhalb und außerhalb des Innenstadtringes). Ein großer Teil der Fahrzeuge parkt nicht auf solchen Flächen und außerdem gibt es private Stellplätze und Garagen. Aber auch diese Flächen gehen letztlich für andere Nutzungen verloren: Bürgersteige werden verstopft, Straßen werden für Kinder unübersichtlich und unbespielbar, Hinterhöfe werden mit Garagen und Stellflächen zugebaut.

#### *Vermarktung von Kindheit*

Für Kinder hat sich ein sehr lukrativer Markt entwickelt. Die Bedürfnisse von Kindern und auch ihre Probleme lassen sich offenbar hervorragend vermarkten. Von dieser Kinderindustrie werden oft Produkte angeboten, die ein Ersatz sind für die entgangenen Möglichkeiten zum Entdecken, Austoben und freien Spielen außerhalb der Wohnung. Erziehungswissenschaftler befürchten, daß sich bei Kindern auf diese Weise immer mehr eine »konsumistische Haltung« entwickelt.<sup>8</sup> Die Aneignung von Erfahrungen durch Eigentätigkeit geht immer mehr zurück. Wenn ein Kind heute vor der Wahl steht, entweder selbst einen Drachen zu basteln – vielleicht mit Hilfe seiner nicht übermäßig kompetenten Eltern – oder im Kaufhaus einen Drachen zu kaufen, so wird in vielen Fällen wohl der kaufbare Drachen bevorzugt. Angesichts des hohen Gebrauchswertes von käuflichen Gegenständen werden nur wenige Kinder den Wunsch haben, sich diese Gegenstände selber herzustellen. Und angesichts der Perfektion und hohen Attraktivität der käuflichen Dinge können die Kinder – und die Eltern – mit ihren unzulänglichen Möglichkeiten auch nur noch resignieren.<sup>9</sup> Die Kinder werden auf diese Weise schon sehr früh zu Konsumenten, zu Gebrauchswertspezialisten. In einer Ökonomie, in der die Herstellung von Dingen nicht mehr so sehr im Vordergrund steht, sondern der Konsum und das Angebot von Dienstleistungen, wäre das vielleicht sogar eine optimale Anpassung an das Erwachsenenleben. Was dabei jedoch verloren geht, ist die Auseinandersetzung mit den Widerborstigkeiten der Materie, die Erfahrung von Anstrengung und Mühe, das dabei entstandene Selbstbewußtsein und der damit verbundene Stolz.

#### *Medienkindheit*

Seit den 60er Jahren haben sich die Medien rapide weiterentwickelt. Diese Entwicklung erhielt durch die neuen Technologien nochmals einen gewaltigen Schub. Verkabelung und Video und der Zugang zu Computerspielen bieten die Möglichkeit, daß der Alltag von Kindern nahezu vollständig durch die Medien beherrscht wird. Erste Untersuchungen über den Effekt der Verkabelung erbrachten alarmierende Ergebnisse.<sup>10</sup> Obwohl es falsch wäre, zum gegenwärtigen Zeitpunkt von einer »Medienkindheit« zu sprechen, verdienen diese Entwicklungen besondere Aufmerksamkeit. Das eigentliche Problem sind nicht so sehr die Inhalte, zu denen Kinder über die Medien Zugang erhalten. Viel problematischer erscheint mir, daß die Beschäftigung mit Medien den Kindern immer mehr die Möglichkeit zu eigenen authentischen Erfahrungen nimmt. Kinder leben immer mehr in einer artifiziellen Welt, ihre Erfahrungen

<sup>8</sup> H. G. Rolff, Massenkonsum, Massenmedien und Massenkultur – Über den Wandel kindlicher Aneignungsweisen, in: U. Preuss-Laursitz u. a. (Hrsg.), Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder, Weinheim / Basel 1983.

<sup>9</sup> Mit den Worten von G. Anders könnte man sagen, daß sie eine Art »promotheische Scham« befällt.  
<sup>10</sup> Vgl. B. Hurrelmann u. a., Familie und erweitertes Medienangebot, Düsseldorf 1988.

sind immer mehr Erfahrungen aus zweiter Hand. Auch hier muß der Zusammenhang zu dem Verlust von außerhäuslichen Spielmöglichkeiten gesehen werden. Wenn man sich draußen nicht mehr aufhalten kann, dann bleiben nur noch die Binnenräume; und da in diesen Räumen kaum etwas Aufregendes geschieht, ist es nicht verwunderlich, wenn Aufregung und Spannung in den Medien gesucht werden.

#### *Spielen als Widerstand, Spielen als Konflikt*

Es wäre wohl falsch, davon auszugehen, daß alle Kinder – oder auch nur die Mehrheit der Kinder – diese Entwicklungen einfach hinnehmen und lediglich passiv darauf reagieren. Der Verlust von Aktionsräumen führt sehr oft dazu, daß Kinder nach neuen Aktionsräumen suchen, daß sie Territorien für ihre Zwecke umfunktionieren, daß sie sich Aktionsräume – oft allerdings nur vorübergehend – erobern. Kinder reagieren eben nicht nur angepaßt auf die Verschlechterung ihrer Spielmöglichkeiten, sie wehren sich auch dagegen – dadurch, daß sie Funktionen, die sie von der Nutzung eines Territoriums ausschließen, durch ihr Verhalten oder ihre Anwesenheit stören. Das Spielen der Kinder kann dann zu einer Widerstandshandlung werden und kann Konflikte mit Nachbarn, mit Eigentümern von Grundstücken und mit den Ordnungskräften entstehen lassen.<sup>11</sup>

Nun ist es bei den hier beschriebenen Trends sicher so wie bei fast allen gesellschaftlichen Entwicklungen. Sie halten eine Weile an und dann setzen Gegenbewegungen ein, Reaktionen auf Probleme, die vorher entstanden sind. Seit Ende der 70er Jahre kann man beobachten, daß die hier beschriebenen Entwicklungen sich allmählich verzögerten, bzw. sogar umkehrten. Der städtische Nahraum wurde bis vor kurzem als eine Art Hindernis für die Entfaltung der Mobilitätsbedürfnisse gesehen. Und konsequenterweise und auch ziemlich erfolgreich wurde alles unternommen, um diesen Nahraum den Mobilitätsbedürfnissen unterzuordnen. Diese Entwicklung scheint sich nun zu verlangsamen, bzw. sogar umzukehren. Verkehrsberuhigte Straßen werden eingerichtet. Immer mehr Städte führen Tempo-30-Zonen ein. Es gibt Versuche, die räumliche Monofunktionalität wieder abzubauen und vielfältige Bemühungen zur Wiederbelebung von Nahräumen setzen ein. Während in der Zeit davor funktionale Anforderungen, Wachstum und Verkehr im Vordergrund standen, so besinnt man sich nun – nicht zuletzt wegen des Drucks, der von »unten«, also von Bürgerbewegungen ausgeübt wird – in zunehmendem Maße wieder auf die Bedürfnisse der in den Städten lebenden Menschen. Es bleibt abzuwarten, welche Auswirkungen diese Ansätze auf die Spielmöglichkeiten für Kinder haben werden. Auch das wird ein Thema der Freiburger Untersuchung sein: Wie haben sich diese Versuche zur Rückeroberung der Nahräume auf die Spielmöglichkeiten der Kinder ausgewirkt?

<sup>11</sup> Vgl. dazu F. Thiemann (s. A 3), S. 60.

### 3. »Topographie der Kindheit«

Der Gegenstand der Freiburger Studie soll noch unter einem weiteren Gesichtspunkt dargestellt werden. Dabei geht es um eine Reihe von Fragen, die sich auf die Orte bzw. auf die Instanzen beziehen, in denen der Alltag von Kindern stattfindet.

- in welchen Orten, bzw. in welchen Instanzen findet Kindheit statt?
- Wie hat sich die relative Bedeutung dieser Orte verändert?
- Welche Auswirkungen haben diese Veränderungen?

Der Alltag von Kindern im Vorschul- bzw. Grundschulalter findet heute im wesentlichen an vier Orten bzw. in vier Instanzen statt:

1. *Privatbereich der Familie*: Die meisten Kinder verbringen einen sehr großen Teil ihrer Zeit in der Familie, bzw. in familienähnlichen Verbänden: in Kleingruppen mit intensiven und intimen face-to-face-Beziehungen und einer Mischung von Erwachsenen und Kindern.

2. *Organisationen*: Ein weiterer Ort für Kindheit sind Organisationen und Einrichtungen verschiedenster Art: Schule, Kindergarten, Kinderhort, aber auch Kurse für Kinder, betreute Spielgruppen und Therapien.

3. *Öffentlicher Bereich*: Mit »öffentlichem Bereich« ist die Welt außerhalb der Wohnung und außerhalb von Organisationen gemeint: Straßen, öffentliche Freiflächen, Spielplätze, unbebaute Grundstücke, Parks, Schulhöfe, Sportanlagen, aber auch private Flächen – Höfe, Gärten, Einfahrten – die von Kindern vorübergehend zu öffentlichen Territorien umdefiniert werden.

4. *Medien*: Der Kontakt mit Medien ist mittlerweile eine eigene Sozialisationsinstanz, ein eigener »Ort«, für Kinder geworden. Rundfunk und Fernsehen, aber auch Schrift-, Bild- und Tonkonserven: Buch, Video, Kassetten bzw. Platten. Im weiteren Sinne kann man auch den Umgang mit Computern dazu rechnen, vor allem die Beschäftigung mit Computerspielen. Gegenüber anderen Orten lassen sich Medien durch das folgende Merkmal abgrenzen: Medien sind vor allem Träger von Sekundärerfahrungen, von »Erfahrungen aus zweiter Hand«.

Wie hat sich die relative Bedeutung dieser »Orte« verändert? Das ist natürlich sehr unterschiedlich und hängt u. a. von der sozialen Lage der betreffenden Kinder ab, aber auch von dem Wohnstandort und den Möglichkeiten bzw. Grenzen, auf die Kinder hier stoßen. Trotz aller Unterschiede erscheint es mir möglich, einige Trendaussagen zu machen, die sicher nicht für alle, aber gewiß für sehr viele Kinder zutreffend sind und die vielleicht die »durchschnittliche« Entwicklung ganz gut beschreiben können:

1. Es spricht einiges für die Annahme, daß der *öffentliche Bereich* für den Kinderalltag im Durchschnitt an Bedeutung verloren hat. Diese Annahme ist sicher für die Kinder zutreffend, die in Gebieten mit sehr schlechten außerhäuslichen Aktionsräumen leben müssen. Kindheit findet immer mehr unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt.

Die Untersuchung von A. Engelbert zeigt, daß der Umfang von Spielkontakten ganz erheblich von der Verkehrssituation in unmittelbarer Wohnungsnähe abhängt. Vier- bis fünfjährige Kinder spielen in Nebenstraßen ohne Verkehr im Durchschnitt mehr als zwei Stunden pro Tag draußen mit anderen Kindern. Kinder, deren Wohnung an einer Hauptverkehrsstraße liegt, halten sich dagegen im Durchschnitt nur 70 Minuten draußen auf.<sup>12</sup>

Der öffentliche Bereich verliert aber vermutlich nicht nur wegen der Verschlechterung von außerhäuslichen Aktionsräumen für Kinder an Bedeutung. Ebenso wichtig ist die gestiegene Attraktivität von Binnenräumen, das erweiterte Medienangebot und die starke Zunahme von organisierten Angeboten.

2. Plausibel ist sicher auch die Annahme, daß die *Medien* für den Kinderalltag an Bedeutung gewonnen haben. Gründe dafür könnten einerseits der Verlust von Aktionsräumen sein, andererseits aber auch die gewaltige Expansion des Medienangebots in den letzten Jahren. Wie sich diese Entwicklung auswirkt, zeigt eine empirische Untersuchung über die Folgen der Verkabelung von Haushalten für den Fernsehkonsum. Je nach Alter und Schichtzugehörigkeit steigt nach der Verkabelung die durchschnittliche Sehdauer ganz beträchtlich: Bei Kindern bis 6 Jahre um mehr als das Doppelte, bei Kindern aus unteren Sozialschichten von 68 Minuten im Durchschnitt auf fast zwei Stunden pro Tag nach der Verkabelung.<sup>13</sup>

3. Eine im Durchschnitt zunehmende Bedeutung hat sicher auch die Einbindung von Kindern in *Organisationen*. Gründe dafür kann man einerseits in einer gestiegenen Nachfrage nach organisierten Angeboten sehen, andererseits aber auch in dem gestiegenen Angebot, das sich gewissermaßen seine Nachfrage schafft. Die zunehmende Nachfrage nach Organisationen und Einrichtungen hat verschiedene Gründe – zu nennen sind insbesondere die zunehmende Erwerbstätigkeit beider Elternteile, die zunehmende Zahl von Alleinerziehenden, die im Falle von Erwerbstätigkeit auf Betreuungseinrichtungen angewiesen sind sowie der Verlust von Aktionsräumen, der Eltern vor die Notwendigkeit stellt, für ihre Kinder einen Ausgleich zu schaffen: Judo, Ballett, Töpfern, Kinderprogramme als Kompensation für verlorene Spielräume.

Gestiegen ist aber auch das Angebot für Kinder und damit auch der Anreiz, diese Angebote nachzufragen. Die Angebotssteigerung ist sicher ein Resultat der zunehmenden Professionalisierung im Bereich der personenbezogenen Dienstleistungen. Immer mehr Berater und Betreuer werden in Fachschulen, Fachhochschulen und Universitäten ausgebildet. Die durch die »Inflation von Titeln« in ihrem Bemühen um Ansehen und Aufstieg »geprellte Generation« (P. Bourdieu) muß sich nach Nischen umsehen und da bieten sich insbesondere Beratertätigkeiten und personenbezogene Dienstleistungen an.

<sup>12</sup> A. Engelbert, *Kinderalltag und Familienumwelt*, Frankfurt / New York 1986, S. 235.

<sup>13</sup> B. Hurrelmann u. a., (s. A 10), S. 98f., S. 126.

4. Schwer abschätzbar ist, wie sich die relative Bedeutung der *Familie* als Ort für den Kinderalltag entwickelt hat. Auf der einen Seite läßt sich beobachten, daß immer mehr Eltern sich um eine intensive Beziehung zu ihren Kindern bemühen, viel Zeit für die Kinder aufwenden, vieles gemeinsam mit ihnen unternehmen. Auf der anderen Seite gibt es aber auch Anzeichen dafür, daß in vielen Familien die Konflikte zunehmen, daß sich für eine große Zahl von Kindern eine Destabilisierung des Sozialisationsumfeldes beobachten läßt, daß das tatsächliche Engagement nicht der geäußerten und auch empfundenen Kindorientierung entspricht und daß Kinder selber wegen der übergroßen emotionalen Ansprüche und wegen der ihnen gegenüber praktizierten Ambivalenz nicht selten eine Tendenz zur Flucht aus der Familie zeigen.

Die Bedeutung der Familie als »Ort« für Kindheit ist sehr unterschiedlich. Eine einheitliche Tendenz läßt sich nicht annehmen. Welchen Stellenwert die Interaktionen in der Familie haben, hängt von einer Vielzahl von sozialen und biographischen Bedingungen ab.

Welche Bedeutung haben nun die hier angenommenen Entwicklungen, bzw. welche Bedeutung könnten sie haben, wenn sie in der angenommenen Weise stattfinden? Die Frage nach der Bedeutung muß unter zwei Gesichtspunkten gestellt werden: Zum einen ist zu fragen, welche Bedeutung diese Veränderungen für die *Entwicklungschancen* von Kindern haben; zum anderen ist zu untersuchen, wie auf diese Weise die *Lebensqualität* von Kindern beeinflusst wird. Der erste Aspekt bezieht sich eher auf die Zukunft, auf die künftigen Kompetenzen und Entfaltungsmöglichkeiten von Kindern. Der zweite Aspekt ist stärker auf die Gegenwart bezogen: Wie lassen sich die gegenwärtigen Bedürfnisse von Kindern unter den verschiedenen Bedingungen befriedigen, bzw. welche Bedürfnisse entstehen unter diesen Bedingungen? Beide Fragen hängen natürlich sehr eng zusammen, aber es scheint doch sinnvoll zu sein, sie in diese beiden Teilaspekte aufzuteilen: Kinder sind nicht nur unfertige Erwachsene, die sich auf etwas hin entwickeln. Kindheit sollte auch als eine eigenständige Lebensphase betrachtet werden, für die ein berechtigter Anspruch nach hoher Lebensqualität besteht. Zu der Frage nach der Bedeutung der oben beschriebenen Entwicklungen möchte ich zwei Thesen formulieren:

*These 1:* Jeder der genannten »Orte« ist für die Lebensqualität und für die Entwicklungschancen von Kindern wichtig und unverzichtbar. Jeder dieser »Orte« leistet einen bedeutsamen Beitrag und ist mit wichtigen Erfahrungen verbunden. Die gelegentlich von Seiten einer konservativen Kulturkritik vorgebrachten Forderungen zielen auf eine Ausgrenzung der Kinder aus wichtigen Lebensbereichen ab: Es wäre undurchführbar und auch unververtretbar, Kindern den Zugang zu Medien zu verschließen oder ihre Einbindung in Organisationen rückgängig zu machen oder zu fordern, daß die Familie zum ausschließlichen »Ort« für den Kinderalltag wird.

*These 2:* Erst wenn ein »unausgewogenes« Verhältnis zwischen diesen »Orten« für Kindheit vorliegt, besteht Anlaß zur Sorge. Nun ist das leider eine sehr unpräzise For-

mulierung: Was ist mit »unausgewogen« gemeint? Was wäre eine »ausgewogene« Konstellation? Niemand kann heute diese Fragen beantworten. Konsensfähig und begründbar sind lediglich Annahmen, die sich auf Extremsituationen beziehen: Wenn Kinder ihre Zeit ausschließlich im Privatbereich der Familie verbringen; wenn sie sich nur noch mit Medien beschäftigen; wenn ihr Alltag nahezu vollständig durch den Aufenthalt in Organisationen bestimmt wird; wenn sie sich nur noch draußen im öffentlichen Bereich aufhalten.

Welche Probleme sich unter solchen Extrembedingungen ergeben können, aber auch welche Beiträge zur Lebensqualität und Entwicklung von Kindern diese vier »Orte« leisten können, kann ich hier nur stichwortartig behandeln. Die Abbildung 2 faßt einige Annahmen zusammen, die sich auf die verschiedenen Beiträge der Orte und Instanzen unter »ausgewogenen« und unter »unausgewogenen« Bedingungen beziehen.

»Orte«	Leistungen / Erfahrungsmodalitäten	
	unter »ausgewogenen« Bedingungen	unter »unausgewogenen« Bedingungen
FAMILIE	Intimität, Emotionalität, Vertrauen, Sicherheit...	Überlastung mit emotionalen Ansprüchen, Ambivalenz, overprotection...
ORGANISATIONEN	Kompetenz, zweckrationales Handeln, regelgebundenes Handeln (Disziplin)...	Abhängigkeit, Unterdrückung von Eigeninitiative, konsumistische Orientierungen...
MEDIEN	Horizontenerweiterung, Wissen über überlokale Zusammenhänge, Mythen, Fiktionen, Phantasien...	fehlende Primärerfahrungen...
ÖFFENTLICHER RAUM	freies, spontanes Spielen, eigentätige Aneignung von Erfahrungen, Kontakt mit Gleichaltrigen...	evtl.: geringe Fähigkeit zur Selbstdisziplin, Wissensdefizite, Kompetenzdefizite...

Abbildung 2

Alle hier angesprochenen Zusammenhänge sind wichtig, aber sie lassen sich nicht alle gleichzeitig in einer Studie untersuchen. In der Freiburger Untersuchung wollen wir auch nicht nur die ausgewählten Sachverhalte – z. B. Aktionsräume in verschiedenen Wohngebieten – beschreiben, sondern wir wollen auch versuchen, für bestimmte Phänomene empirisch abgesicherte Erklärungen anzubieten. Dabei steht die Frage im Vordergrund, ob und unter welchen Bedingungen es zu einem Rückzug von Kindern aus der Öffentlichkeit kommt. Welche Informationen nun im Verlauf der Untersu-

chung erhoben werden, läßt sich ganz gut durch das Bild eines »Datenquaders« beschreiben (Abbildung 3).

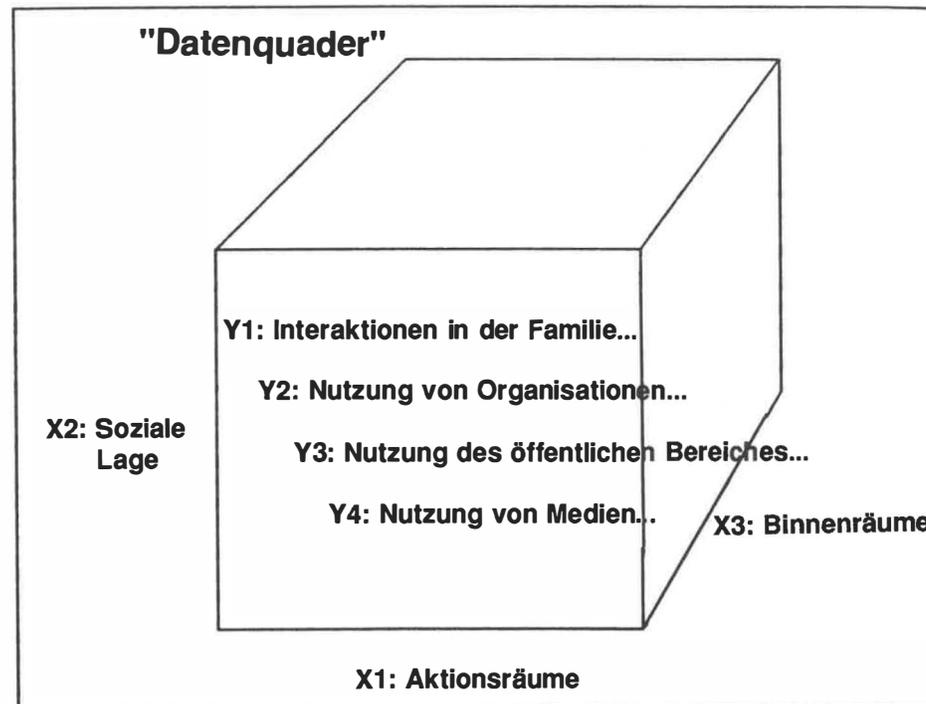


Abbildung 3

Die mit X1, X2, X3 bezeichneten Merkmalsgruppen betrachten wir als die möglichen Ursachen, als Gründe, als Bestimmungsfaktoren für die mit Y1, Y2, Y3, Y4 bezeichneten Merkmalsklassen. Bei den Merkmalen der Gruppe X – den drei Achsen des »Datenquaders« – handelt es sich um objektivierbare Bedingungen der sozialen, der städtischen und der natürlichen Umwelt. Die Merkmale der Gruppe Y beschreiben dagegen Lebensweisen, Orientierungen und Verhaltensmuster von Kindern. Wir vermuten, daß die Verfügbarkeit über Aktionsräume einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Lebensqualität des Kinderalltags hat und damit auch auf die Lebensweise und auf das Verhalten von Kindern. Es wäre jedoch eine unzulässige Vereinfachung, wenn man versuchen wollte, in dem Fehlen oder Vorhandensein von Aktionsräumen den einzigen Bestimmungsfaktor für die Situation von Kindern zu sehen. Erst durch die Berücksichtigung der Wechselwirkung mit anderen Faktoren wird es möglich sein, genauere Aufschlüsse über die Lebensbedingungen von Kindern zu erhalten. In der Untersuchung werden deshalb neben Informationen über Aktionsräume auch Informationen über die soziale Lage von Kindern (u. a. Haushalts- bzw. Familientyp, Er-

werbstätigkeit der Eltern, wirtschaftliche Situation, Betreuungsmöglichkeiten) und über die den Kindern verfügbaren »Binnenräume« erhoben. Die fehlende Präsenz von Kindern in öffentlichen Räumen ist sicher auch eine Folge davon, daß sich Aktionsräume verschlechtert haben. Aber daß hier auch andere Faktoren eine Rolle spielen müssen, wird jedem klar, der mit offenen Augen durch die Stadt geht. Er wird feststellen, daß sich auch in Quartieren mit guten Aktionsräumen und zur besten Spielzeit oft nur sehr wenige Kinder draußen aufhalten. Wenn wir den Rückzug von Kindern aus der Öffentlichkeit verstehen wollen, müssen wir wohl zwei Trends im Auge behalten: Einmal die zunehmende Verschlechterung von Aktionsräumen im Wohnumfeld vieler Kinder. Zum anderen aber auch die zunehmende Attraktivität von Binnenräumen bzw. die zunehmende Attraktivität der Ausstattung, der Arrangements und der auf Binnenräume zugeschnittenen Angebote: u. a. Wohnungsgröße und -ausstattung, organisierte Angebote (Spielgruppen, Kurse etc.), Verfügbarkeit über verschiedene Varianten von Medien, Teilhabe an den Angeboten der Kinderindustrie.

Um diese Informationen zu erheben, haben wir ein mehrstufiges Forschungskonzept entwickelt. In diesem Konzept werden verschiedene Methoden zu einer Untersuchung kombiniert: schriftliche Befragungen, mündliche Interviews, offene Gespräche mit Kindern, Tagebuchaufzeichnungen, Begehung von Wohngebieten zusammen mit Kindern, Analyse von Indikatoren aus der amtlichen Statistik und aus ausgewählten Verwaltungsbereichen (u. a. Verkehrsplanung, Gartenamt). Die Untersuchungen sollen bis Mitte 1993 abgeschlossen sein.

#### 4. Skizze der »Freiburger Kinder-Studie«

##### A. Geltungsbereich

Kinder im Alter von 5 bis 9 Jahren und deren Eltern im Stadtgebiet von Freiburg. Eine Beschränkung auf diese Altersgruppe halten wir aus den folgenden Gründen für sinnvoll und notwendig:

- \* Im Rahmen der verfügbaren Forschungsmittel ist eine Begrenzung erforderlich.
- \* Die Altersgruppe 5 bis 9 ist für eine Untersuchung über Aktionsräume besonders wichtig: Möglichkeiten zu unbeaufsichtigtem Spielen außerhalb der eigenen Wohnung werden ab einem Alter von 5 Jahren besonders dringend. Ältere Kinder – 10 Jahre und älter – verfügen sehr oft schon über genügend Mobilitätskompetenz, um das Fehlen von Aktionsräumen in unmittelbarer Wohnungsnähe kompensieren zu können.

##### B. Untersuchungsmethoden

###### 1. Stufe:

Sozialökologische Bestandsaufnahme im Hinblick auf die Situation von Kindern:<sup>14</sup>

<sup>14</sup> Vgl. dazu T. Bargel / R. Fauser / J. W. Mundt, Soziale und räumliche Bedingungen der Sozialisation von Kindern in verschiedenen Soziotopen, in: H. Walter (Hrsg.), Region und Sozialisation, Bd. 1,

Methode: Auswertung vorhandener Indikatoren aus der amtlichen Statistik, u. a. auch Volkszählung 1970 und 1987; Verknüpfung mit Daten aus verschiedenen Bereichen (Umweltamt, Verkehrsplanung, Gartenamt); Erhebung von Indikatoren (in ausgewählten Gebieten) durch Begehung und Beobachtung.

Ziele: Beschreibung verschiedener »Soziotope« im Stadtgebiet von Freiburg; Darstellung von Veränderungen im Zeitverlauf.

###### 2. Stufe:

Vollerhebung bei allen Eltern mit Kindern im Alter von 5 bis 9 Jahren. Im Stadtgebiet leben in dieser Altersgruppe ca. 7000 Kinder, d. h. es wären ca. 6000 Eltern zu befragen.

Methode: Standardisiertes schriftliches Interview.

- Ziele:
- (1) Flächendeckende Erhebung, um grundlegende Informationen über außerhäusliche Spielmöglichkeiten von Kindern zu erhalten.
  - (2) Kleinräumige kartographische Darstellung der Versorgungslage.
  - (3) Besondere Beachtung der Situation in verkehrsberuhigten Gebieten gegenüber dem übrigen Stadtgebiet.
  - (4) Dabei Berücksichtigung von Informationen über die Familiensituation, so weit das im Rahmen einer schriftlichen Befragung möglich ist: Kinderzahl, Haushaltstyp (Alleinerziehende vs. Ehepaare mit Kindern).
  - (5) Grundlage für alle weiteren Stufen: Auswahl von Gebieten für Beobachtung und Evaluierung, Auswahl von Familien (Eltern, Kinder) für ausführliche Interviews und Tagebuchaufzeichnungen.

Wegen (1) und (2) ist eine Vollerhebung erforderlich. Bei kleinräumiger Darstellung sind Stichproben mit zu hohen Schätzfehlern verbunden.

###### 3. Stufe:

Expertenhearing zu den Fragen

\* Was bedeutet »kindgerechte Umwelt«?

\* Wie sollten »Aktionsräume für Kinder« beschaffen sein?

Mit: Eltern, professionellen Experten, Politikern und Kindern.

###### 4. Stufe:

Gemeinsame Begehung von Stadtgebieten mit Kindern.<sup>15</sup>

Auswahl: auf der Grundlage von Stufe 2 je 5 Gebiete mit Aktionsräumen von sehr guter, mittlerer und sehr schlechter Qualität, insgesamt also 15 Gebiete und 15 Begehungen jeweils an einem Nachmittag.

Methode: In Gruppen von 4 bis 6 Kindern sollen Stadtgebiete von Kindern auf ihre Aktionsraumqualität beurteilt werden. Qualitative Erfassung von Beurteilungen und Interessen. Auswertung der ausführlichen Protokolle durch eine Inhaltsanalyse.

Ziele: Kinder sollen aus ihrer Sicht eine Aussage über das Stadtgebiet machen, in dem sie woh-

Stuttgart-Bad Cannstatt 1981, S. 186–260; J. W. Mundt: Vorschulkinder und ihre Umwelt, Weinheim / Basel 1980.

<sup>15</sup> Vgl. dazu G. Harms u. a. (s. A 5); G. Berg-Laase u. a., Verkehr und Umwelt im Alltag von Kindern, Pfaffenweiler 1985.

nen. Dabei sollen die Kinder als die eigentlichen Betroffenen dieser Untersuchung ihre Anforderungen und Interessen zum Ausdruck bringen können. Erhebung von Informationen über die Nutzung von Aktionsräumen und über den Aktionsradius von Kindern.

#### 5. Stufe:

Erhebung von Tagesablaufprotokollen für Kinder<sup>16</sup>

Auswahl: auf der Grundlage von Stufe 2 ca. 400 Familien nach den drei Kriterien Gebietstyp, Familientyp und Alter.

- a) 5 Gebietstypen nach Aktionsraumqualität, Verkehrsberuhigung, Lage im Stadtgebiet
- b) Ehepaare m. Kindern und Alleinerziehende
- c) Kinder unter 7 Jahre und Kinder älter als 7.

Auswahlmatrix:  $5 \times 2 \times 2 = 20$  Felder; pro Feld 20 Fälle; also  $n = 400$ .

Methode: Vorgeführte Protokollformulare werden von Eltern für drei Tage ausgefüllt.

Für diese Arbeit soll ein Anreiz gegeben werden, z. B. ein kleines Geschenk, die Verlosung von Familienreisen oder ein Spielnachmittag mit dem Freiburger Spielmobil.

Ziele: Die *Tagesablaufprotokolle* sollen Aufschluß darüber ergeben, wie Kinder ihren Tag insgesamt verbringen. Dabei lassen sich Informationen erheben, die auf den anderen Stufen nicht erfaßbar sind: u. a. Umfang der Mediennutzung, Kontakte mit anderen Kindern, Betreuungsaufwand durch die Eltern.

#### 6. Stufe:

Durchführung einer Intensivbefragung in den gleichen Familien wie in Stufe 5.

Auswahl: 400 Familien aus Stufe 5.

Methode: Mündliches Interview mit einer Dauer von insgesamt ca. 45 bis 60 Minuten, davon rund  $\frac{2}{3}$  Befragung der Eltern und  $\frac{1}{3}$  Kinderbefragung.

Ziele: Die *Intensivbefragung* soll in den Familien durchgeführt werden, in denen auch die Tagesprotokolle erhoben wurden. Sie soll Aufschluß geben über die Familiensituation, über die Defizitwahrnehmung und über die Wünsche und Interessen von Eltern und Kindern im Hinblick auf Spielmöglichkeiten außerhalb der Wohnung. Auch die Bereiche Mediennutzung und Betreuungsaufwand sollen berücksichtigt werden.

<sup>16</sup> Die Untersuchung von A. Engelbert hat gezeigt, daß diese auf den ersten Blick als sehr aufwendig erscheinende Methode durchaus durchführbar ist; vgl. A. Engelbert, *Kinderalltag und Familienumwelt*, Frankfurt / New York 1985.

Hans Schultheiß

## Die Stadt im Kinderbild

Sie kam die meiste Zeit fast durchweg schlecht weg, die Stadt, seitdem im 18. Jahrhundert Pädagogen begannen, Kinderliteratur en masse zu produzieren. Von Rochows »Kinderfreund«, Campes »Theophron oder erfahrener Rathgeber für die unerfahrene Jugend« bis hin zu Johanna Spiris »Heidi« war fast immer Landluft gesünder als Stadtluft, Brot bekömmlicher als Süßigkeiten, Milch besser als Kaffee, der Landmensch moralischer als der Stadtmensch. Das Bild der Stadt, es wurde für die Kinder ausgemalt. Die Landmaus hatte Konjunktur, die Stadt blieb ein Schreckbild.

In vielen Fällen aber auch zurecht, als mit dem 19. Jahrhundert Industrialisierung und Verstädterung ihren Siegeszug begannen und die Städte zu Großstädten auswuchsen. In England machte die städtische Bevölkerung um 1850 bereits die Hälfte aus, in Preußen betrug der Anteil der in Städten lebenden Bevölkerung 1895 schon über 40%. Kinderarbeit, Mietskasernen und Kinderbewahranstalten begannen die Stadtbilder mitzuprägen. Landschaften, welche Kinder zu gesundem Spiel und Zeitvertreib brauchten, verschwanden. Die Romane von Charles Dickens waren es, die in England die Öffentlichkeit auf das Elend der Kinder in den Fabriken aufmerksam machten, und Edith Nesbit beschrieb 1909 in eindrucksvoller Form das London ihrer Zeit als eine Hölle für Kinder.<sup>1</sup>

Erst mit den gesellschaftlichen städtischen Veränderungen im Zuge eines Munizipalsozialismus konnte sich dieses Bild wandeln. Am bekanntesten wurde Erich Kästners »Emil und die Detektive«. Sein 1928 erschienener Jugendroman wurde zum Abenteuer Stadt. Nicht ländliche Idylle, sondern lärmendes Großstadtleben schien ihm schilderungswert, ohne die Kehrseiten, das Untergehen des einzelnen in der Masse etwa, zu unterschlagen: »Die Stadt war groß und Emil war so klein«. Doch ansonsten gilt: »Untergrundbahnhof gegenüber, Anlagen zum Verstecken, Lokale zum Telefonieren. Besser geht's gar nicht«.<sup>2</sup>

In den letzten Jahrzehnten konnten Kinderbuchautoren und -illustratoren der

<sup>1</sup> Edith Nesbit, *Five Children and It*, London 1905; deutsch: *Psammy sorgt für Abenteuer*, Berlin 1972; *dies.*, *Hardings Luck*, London 1909; deutsch: *Traum von Arden*, Berlin 1960, vgl. hierzu auch *Sybil Gräfin Schönfeldt*, *Die Gute alte Zeit, die Kinder und die Großstadt*, in: *Karl Ernst Maier* (Hrsg.), *Historische Aspekte zur Jugendliteratur*, Stuttgart 1974, S. 103–109.

<sup>2</sup> Vgl. zum Stadt-Land-Gegensatz der beiden Jugendromane von E. Kästner, *Emil und die Detektive* und W. Speyer, *Der Kampf der Tertia die Betrachtungen von K. Doderer*, *Klassische Kinder- und Jugendbücher*, Weinheim 1969, S. 39 ff.

Stadt unbefangener begegnen und sie in allen Facetten darstellen. Die Kinder zeigten sich beeindruckt: »Da war das Bild mit der Baustelle. Alles war so, wie unten in der Stadt, wo ich durch einen Spalt im Bauzaun Lastwagen, Kräne, Zementsilos, Steine und natürlich auch Arbeiter beobachten konnte. Je länger ich hinsah, um so mehr Einzelheiten entdeckte ich! Besonders der Preßlufthammer hatte es mir angetan, dessen ohrenbetäubendes, schnatterndes Geräusch mir genau in Erinnerung blieb.«<sup>3</sup>

1974 erschien von dem Schweizer Künstler Jörg Müller eine mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnete Bildermappe mit dem Titel »Alle Jahre wieder saust der Preßlufthammer nieder«.<sup>4</sup> Vom ersten bis zum siebten Bild ist immer der gleiche Landschaftsausschnitt zu sehen. Aus einer intakten Naturlandschaft mit nur einem Haus, die Kindern noch die ganze Fläche als Spiel- und Lebensraum anbietet, entwickelt sich die totale Stadt mit nicht betretbarem Rasendreieck und betoniertem Sandkasten. Nachdem diese Bilder ein Millionenpublikum erreicht hatten, thematisierte Müller wenige Jahre später in einem Folgezyklus die allgemein bekannte, vertraute und auch berüchtigte Sanierung alter Städte.<sup>5</sup> Ausgangsbild ist eine harmonische Stadtansicht des Jahres 1953, zusammengefügt aus Altstadt, Neustadt, Schrebergarten, Hof, Bach und sich in ihr verlierenden Autos. Endbild ist jener zum Abschluß gebrachte Prozeß von Urbanisierung, jene Unwirtlichkeit der Städte, der wir seither wieder entfliehen wollen.

Das Entstehen dieser beiden Bildzyklen und ihr Erfolg sind im Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Veränderungen der frühen siebziger Jahre zu sehen. Auch das Bilderbuch begann gesellschaftliches »Oben« und »Unten« zu thematisieren. So schleicht sich denn auch mal ein Demonstrationszug gegen einen Stadtautobahnbau durch Müllers Bilder. »Demokratisierung«, »Mitspracherecht«, »kritisches Bewußtsein« machten auch vor den Kinderbüchern nicht Halt. Doch nicht wenige engagierte Erzieher und Lehrer dürften bei der Vermittlung dieser beiden Bildmappen enttäuscht worden sein, wenn die von ihnen erstrebte Wirkung auf die Kinder ausblieb. Zu ihrer Verblüffung antworteten viele Kinder auf die Gretchenfrage, wo sie denn lieber wohnen wollten, auf dem Lande oder im Häusermeer, daß ihnen ein Dasein in den großen Städten durchaus recht sei.<sup>6</sup>

Mit dem Internationalen Jahr des Kindes im Jahr 1979 begann man verstärkt, Kinder selbst nach ihren Wünschen und Vorstellungen zu befragen. Und man ließ sie malen. Anfangs zwar vornehmlich im Untergrund, in U-Bahnhöfen und Straßenunterfüh-

<sup>3</sup> A. Schaaf, Mein liebstes Bilderbuch, in: Bilderbücher, hrsg. von der Publikationsstelle des Landschaftsverbandes Rheinland, Niederrheinisches Freilichtmuseum 1980, S. 137.

<sup>4</sup> Jörg Müller, Alle Jahre wieder saust der Preßlufthammer nieder oder Die Veränderung der Landschaft, Aarau / Frankfurt a. M. 1973.

<sup>5</sup> Jörg Müller, Hier fällt ein Haus, dort steht ein Kran und ewig droht der Baggerzahn oder Die Veränderung der Stadt, Aarau / Frankfurt a. M. 1976.

<sup>6</sup> Vgl. hierzu auch Horst Künemann, Ratlos vor Bilderbüchern?, in: Bilderbücher (s. A 4), S. 88 ff.

rungen, doch heute finden sich ihre Werke auch an den vornehmeren Ausstellungsplätzen. Vor allem Stadtbibliotheken haben in jüngster Zeit Malwettbewerbe zu Themen ihrer Stadt ins Leben gerufen.

Im folgenden sollen daher einige Bilder und Aussagen von Kindern dokumentiert werden. Auswahlkriterium dabei war, zugeschnitten auf die das einzelne Bild schmälernde Wiedergabemöglichkeit, in erster Linie der dargestellte Inhalt, erst dann die künstlerische Form. Jenen vermögen Kinder oft überzeugend darzustellen. Sie drücken aus, was Ihnen am Herzen liegt. Da stehen Bilder mit besonderer Eindringlichkeit (Abb. 6 und 7, Unsere Welt) und Tiefenwirkung (Abb. 5, Dschungel) neben symbolhaften (Abb. 15, Mein Traumhaus; Abb. 17, Ein Haus im Traum) und dem Alter gemäß »naiveren« Bildern (Abb. 3, Mein Haus).

Wie sind diese zu deuten? Einer der bedeutendsten Entwicklungspsychologen, Jean Piaget hat eine Stufentheorie zur geistigen Entwicklung des Kindes verfaßt. Sie erscheint hier hilfreich zu sein, da sich in ihr Erkenntnis nur in einer unlösbaren Subjekt-Objekt-Beziehung herausbildet, sich in einer untrennbaren Interaktion mit der Umwelt konstruiert.<sup>7</sup> Nach Piaget ist das kindliche Alter von 2 bis 7 Jahren durch egozentrisches und anschauliches Denken geprägt. Konkrete geistige Operationen, wie er sie nennt, treten etwa ab dem 7. Lebensjahr auf und herrschen vor bis zum Alter von etwa 11 Jahren. Elemente des Denkens in dieser Phase sind auf die Gegenwart beschränkte gegenständliche Eigenschaften und wechselnde Relationen. Kinder können in diesem Alter daher von der Stadt fasziniert (Baustelle, Preßlufthammer), im nächsten Moment aber auch bestürzt sein (Verschwinden einer Wiese). Was das Kind wahrnimmt oder ausdrückt, kann demnach mehr oder weniger zufällig einen dieser Augenblickszustände abbilden.

Ab etwa 11 Jahren stellt sich nach Piaget aufgrund innerer Reifungsvorgänge das hypothetisch-deduktive oder formale Denken ein. Es ist nicht mehr auf die Gegenstände und die Gegenwart beschränkt, sondern gewinnt allmählich den hypothetisch-deduktiven Charakter der Erwachsenen. Wie in einigen Abbildungen geschehen, ist es nun möglich, Beziehungen aufzubauen. Diese Kombinatorik ist jetzt von erstrangiger Bedeutung für die Ausweitung und Verstärkung der Denk- und Ausdrucksfähigkeiten. Sobald diese einmal aufgebaut ist, ermöglicht sie es, Gegenstände oder Faktoren, oder auch Ideen und Aussagen miteinander zu kombinieren und folglich in jedem Fall über die gegebene Wirklichkeit nachzudenken. Das Kind betrachtet diese Wirklichkeit nicht mehr in ihren begrenzten und jeweils konkreten Aspekten, sondern aufgrund aller möglichen Kombinationen. Da lassen sich beispielsweise in der Abbildung 4 „Botanischer Garten und grüne Oasen in der grauen Stadt“ mittels einer

<sup>7</sup> Vgl. hierzu: Jean Piaget / Bärbel Inhelder, Die Psychologie des Kindes, Frankfurt a. M., 1978; über das Gedankengebäude von Piaget informiert neben seinen vielen eigenen Schriften auf breiter Basis auch: Mary A. Pulaski, Eine Einführung in seine Theorien und sein Werk, Frankfurt 1974.

Zugvorrichtung in ein und demselben Bild bunte Blumen und Bäume vor graue Wohnblocks ziehen. Auch die Abbildung 5 „Dschungel“ ist ein herausragendes, schon künstlerisches Beispiel dieser Kombinatorik.

So sind die Bilder von Kindern, die diese Stufe erreicht haben, sicherlich das interessanteste Anschauungsmaterial. Und man sollte sich wünschen, daß sich die später verantwortlichen Erwachsenen für unsere Städte jene Kombinatorik bewahren mögen, gegen Modeströmungen und mehr noch gegen die vermeintlichen Sachzwänge.

Schließlich fällt noch auf: Für Kinder aus der Dritten Welt, Entwicklungs- oder Schwellenländern scheinen Umweltprobleme und Stadtfeindschaft kein Thema zu sein. Zu ihrer Alltagswirklichkeit dürfte demnach gehören, daß sich auch ihre Erwachsenen kaum damit befassen. Die Stadt gilt hier – trotz ihrer ungleich größeren Probleme – wohl als Synonym für Westlichkeit und wirtschaftlichen Aufschwung. Ihre Negativseiten bleiben ausgeblendet. Die Abbildung 14 aus den Philippinen etwa zeigt nachgerade das Leitbild der „autogerechten Stadt“ hiesiger 50er Jahre.

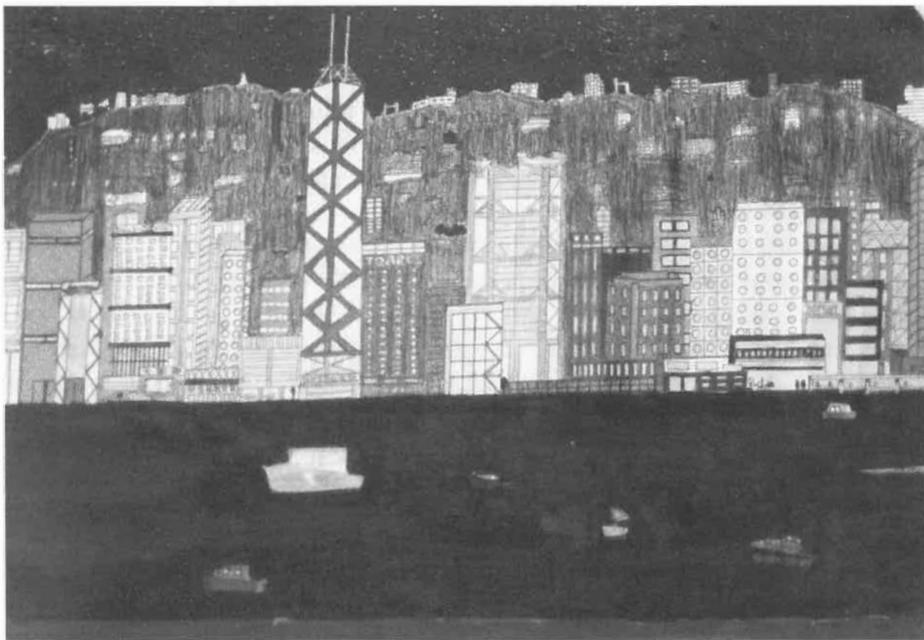


Abb. 1: Hongkong, Nacht des Stadtzentrums, Ku Kit Ling, 13 Jahre

Zwei Drittel der Welt sind mit Wasser bedeckt. Bald schon werden wir beginnen, Unterwasserfarmen zu bauen, ja vielleicht sogar Unterwasserstädte.  
Patty, 12 Jahre, USA



Abb. 2: Die Stadt, Steven, 10 Jahre, England



Abb. 3: Mein Haus, Gesine, 6 Jahre, Deutschland

Meine Oma wohnt in einem Hochhaus, das hat 18 Stockwerke. Sie wohnt ganz zuoberst. Natürlich gibt es einen Lift, ich wollte, er bliebe mal stecken. Hochhäuser gefallen mir gar nicht, da sind mir Kirchtürme lieber. Ich steh' am Fenster, und man kann es nicht aufmachen. Aber meine Oma ruft: »Paß auf, paß auf!« Ich bin so winzig in einem Hochhaus, in einem kleinen Häuschen bin ich groß! Ich möchte nur ein kleines Haus, doch eine Garage und einen Garten muß es haben. Das ist wichtig!

Gudrun, 11 Jahre, Deutschland

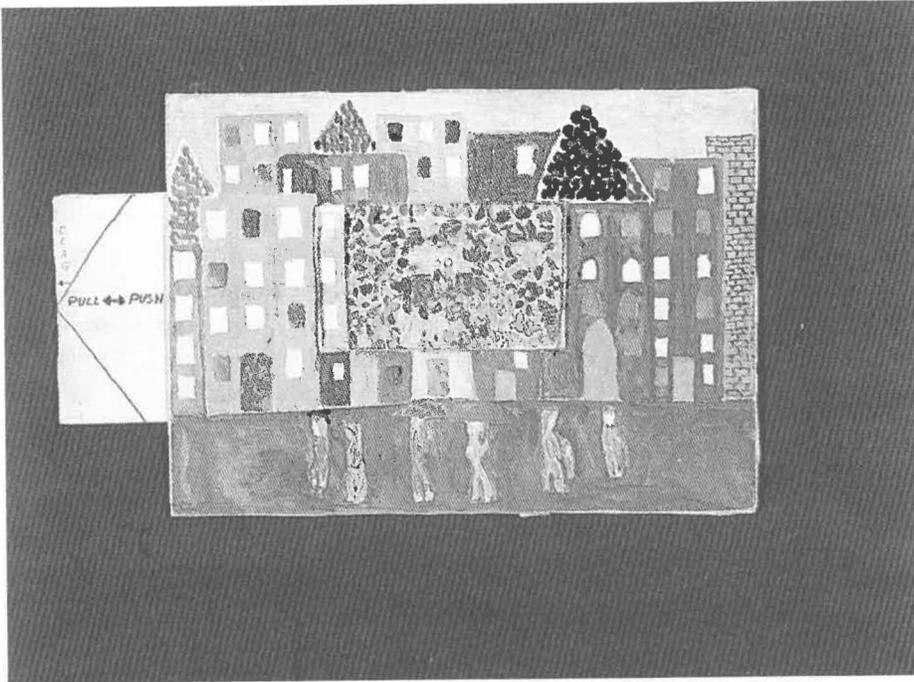


Abb. 4: Botanischer Garten und grüne Oasen in der grauen Stadt, Anette Fredriusson, 14 Jahre, Schweden

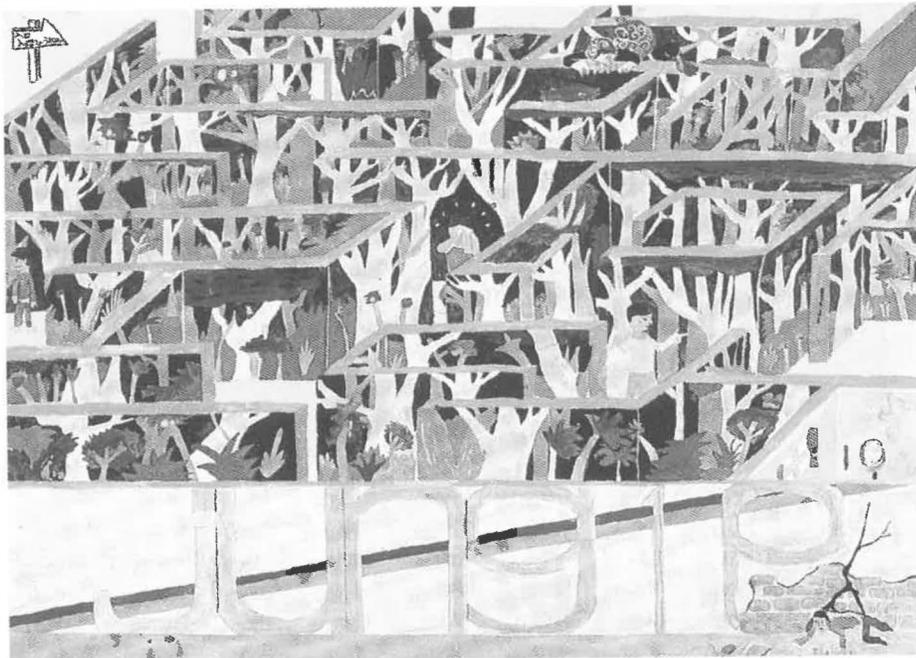


Abb. 5: Dschungel, Endo Yoshinoo, 11 Jahre, Japan.

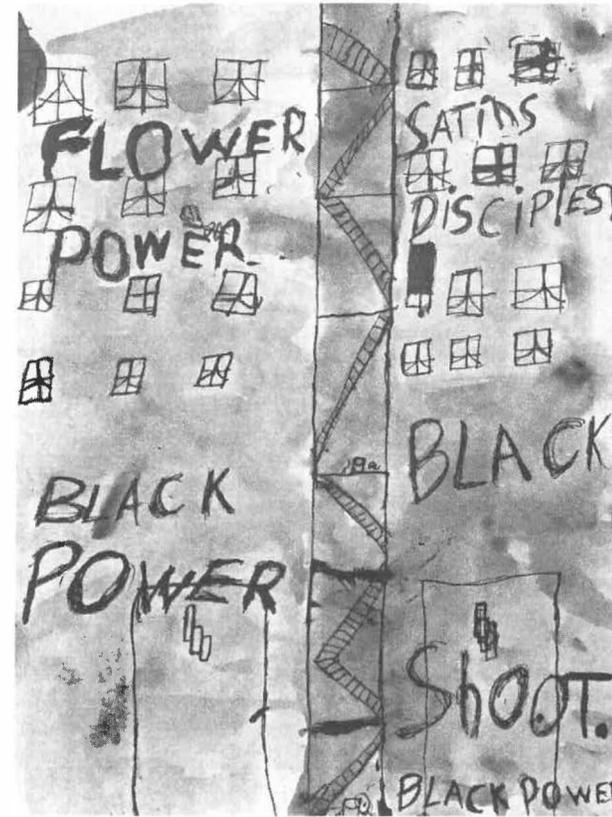


Abb. 6: Unsere Welt, Kind aus den USA

Mein Haus ist das schlimmste, das es gibt! Leute werden getötet und erstochen, sie nehmen fast alle Drogen. Und wenn die Polizei kommt, sind sie alle verschwunden. Manchmal gelingt es der Polizei, einen Haufen mitzunehmen, aber sie lassen sie doch wieder frei. Man kann keinem Menschen in unserem Haus trauen, sie rauben einen sogar aus. Ich wage mich nicht zu den Kindern im untern Stockwerk, weil ich Angst habe.  
Marie, 11 Jahre, USA

Ich möchte, daß man unsere Mietskasernen abreißt, alle schlechten Menschen nicht mehr hereinläßt und ein schönes Haus mit einem Garten baut. Nicht nur wir Neger, Leute aller Hautfarben sollen dort wohnen – auch Weiße. Alle sollen genug Raum haben, und die Miete für die armen Leute soll ganz niedrig sein.  
Kathleen, 11 Jahre, USA



Abb. 7: Unsere Welt, Tamara Muller, 15 Jahre, Niederlande

*Ich weiß, was ich tun würde, damit die Welt nicht so überfüllt mit Menschen wird. Keine Familie dürfte mehr als zwei Kinder haben. Und wenn sie drei hätten, dann bekämen sie keine Wohnung und kein Haus. Dann wäre wenigstens ein Problem gelöst!*

*Robert, 10 Jahre, USA*



Abb. 9: Shopping Promenade, Chung Wai Kwan, 10 Jahre, Hongkong

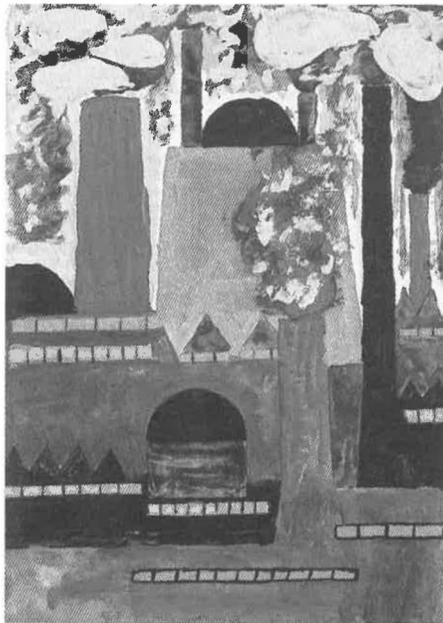


Abb. 8: Umweltverschmutzung, Markus Pflieger, 15 Jahre, Deutschland

*Ich versuche, nicht an den Hunger zu denken, an die Verpestung der Luft und Kriege. Ich versuche, sie aus meiner Welt zu verdrängen. Aber ich weiß, daß ich eines Tages etwas dagegen tun muß, wenn ich auch noch sehr jung bin.*

*Rae Ann, 11 Jahre, USA*



Abb. 10: Meine Stadt, Ritanun Polsa, 12 Jahre, Thailand

*Wenn wir von der Erde zum Mond fliegen, sind die Sterne unsere Verkehrsampeln.*

*Unbekanntes Kind*

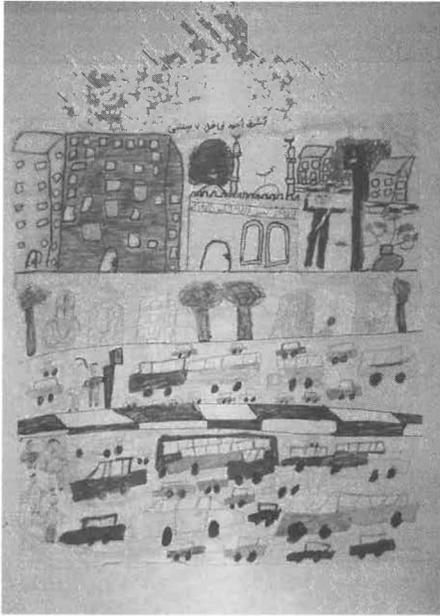


Abb. 11: Verkehrsampel, Ashrat Ahmed Mohamed Fadel, 8 Jahre, Ägypten

*Ich finde es herrlich, ein Auto zu haben, man kommt so schnell überall hin, und wenn man in der Stadt wohnt, dann ist man bald auf dem Dorf. Das Dorf ist eine andere Welt, ich würde gern in einem Dorf wohnen. Ich weiß auch, wie man die Frage mit den zu vielen Autos lösen kann: Die junge und mittlere Generation soll im Auto fahren, und die Kinder und die alten Leute müssen Busse, Straßenbahn und, wenn es nicht anders geht, auch Taxis benutzen. So eine Verkehrsordnung würde ich machen!*

*Erika, 9 Jahre, Deutschland*



Abb. 12: Wir gehen zur Schule, Mg Shwe Oot, 9 Jahre, Myanma



Abb. 13: Zusammenstoß, Vladimir, 10 Jahre, CSSR

*Es braucht nicht jeder Mensch ein Auto. Man hat früher auch keines gehabt! Wenn jeder Mensch ein Auto hätte, dann gäbe es für die Leute bald keinen Platz zum Leben mehr.*

*Tanja, 12 Jahre, Sowjetunion*



Abb. 14: Ohne Titel, Cesar Augusto S. Concio, 12 Jahre, Philippinen



Abb. 15: Mein Traumhaus, Chututawan Wongpum, 9 Jahre, Thailand

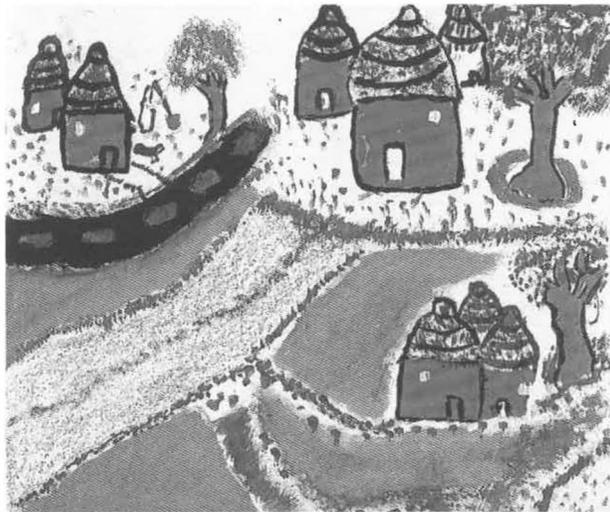


Abb. 16: Mein Dorf, Munalula Samatebele, 8 Jahre, Sambia

Ich weiß, daß die  
Welt voll wunderbarer  
und schrecklicher  
Dinge ist!  
John, 9 Jahre, USA



Abb. 17: Ein Haus im Traum, Yoshikawa Kazunari, 9 Jahre, Japan

#### Abbildungs- und Textnachweis

Die Abbildungen 1, 4, 5, 7–12 und 14–17 sind Kinderarbeiten aus: *Kanagawa Biennale*. Internationale Ausstellung für Kindermalerei, veranstaltet vom Land Baden-Württemberg und der Präfektur Kanagawa, Japan. Die Ausstellung war zu sehen im Rathaus der Stadt Stuttgart vom 27. April bis 27. Mai 1992. Dazu erschien eine 48seitige Begleitbroschüre, aus der einige der abgedruckten Bilder entnommen wurden. Die Kanagawa Biennale wurde 1979 anlässlich des internationalen Jahres des Kindes in der Kanagawa Präfektur gegründet als Malwettbewerb für 4- bis 15jährige Kinder. Seither gingen 217000 Bilder ein aus aller Welt. Die Sonderausstellung enthält preisgekrönte Werke der bisher stattgefundenen ersten sechs Ausstellungen.

Die Abbildungen 2, 3, 6 und 13 sowie alle abgedruckten Äußerungen der Kinder sind entnommen aus einem Projekt der Internationalen Jugendbibliothek München. Aus 35 Ländern wurden Mitarbeiter gebeten, die Äußerungen der Kinder völlig unbeeinflusst einzureichen. Vgl. hierzu: *Julla Lepmann, Kinder sehen unsere Welt. Texte und Zeichnungen aus 35 Ländern*, Zürich 1970.

## Autoren

IMBKE BEHNKEN, Dr. phil. Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität-Gesamthochschule Siegen. Arbeitsschwerpunkte sind Biografie- und Kindheitsforschung. Leiterin des Archivs Kindheit und Jugend.

JÜRGEN ZINNECKER ist Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität-Gesamthochschule Siegen. Arbeitsschwerpunkte im Bereich der Kindheits- und Jugendforschung, insbesondere Sozialökologie und Sozialgeschichte des Aufwachsens im 20. Jahrhundert.

BALDO BLINKERT, Jg. 1942, Dr. phil., Dipl.-Soz. Studium der Soziologie, Nationalökonomie und Sozialpädagogik. Akademischer Oberrat am Institut für Soziologie der Universität Freiburg. Gründer und Leiter des Freiburger Instituts für angewandte Sozialwissenschaft (FIBAS). Forschungen und Veröffentlichungen über soziale Probleme und stadtsoziologische Themen.

ANDREAS GESTRICH, Jg. 1952. Studium der Fächer Geschichte und Latein in Berlin und Tübingen. 1983 Promotion zum Dr. phil. mit einer Arbeit zur Sozialgeschichte der Jugend. 1979 bis 1983 wiss. Mitarbeiter an einem DFG-Projekt zur Historischen Sozialisationsforschung am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Tübingen. Seit 1983 wiss. Assistent am Historischen Institut der Universität Stuttgart.

REINHART LEMPP, Jg. 1923. Medizinstudium in Tübingen und Freiburg. Staatsexamen und Promotion 1951. Seit 1954 an der Universitäts-Nervenlinik Tübingen. 1963 Habilitation. 1966 Leiter der Abt. für Kinder- und Jugendpsychiatrie, seit 1971 als Ordinarius. Emeritierung 1989. Zahlreiche Veröffentlichungen. Zuletzt: „Vom Verlust der Fähigkeit, sich selbst zu betrachten“, Bern 1992.

AUGUST NITSCHKE, Nach Militärdienst im Krieg und Studium in Mainz und Göttingen drei Jahre im Auftrag der Monumenta Germaniae Historica in Rom. Habilitation in Münster/Westf. Seit 1960 als Direktor des Historischen Instituts an der Universität Stuttgart, dort auch Leiter der Abteilung für Historische Verhaltensforschung. Mitglied des Wissenschaftskollegs in Berlin, zur Zeit am Zentrum für interdisziplinäre Forschung in Bielefeld. Buchpublikationen zur Geschichte der Kindheit, der Naturwissenschaften, der Gesten und Tänze und zur Systemtheorie.

HANS SCHULTHEISS, Jg. 1953. Studium der Fächer Geschichte, Deutsch und Erziehungswissenschaften an der Universität Freiburg, Referendariat für Lehramt an Gymnasien. 1986 bis 1990 wiss. Angestellter am Historischen Institut der Universität Stuttgart und seit 1990 bei der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Lehrerfortbildung / Museumsdidaktik). Derzeit Promotion zu einem zeitgeschichtlichen Thema.

## Besprechungen

HORST BRANDSTÄTTER / JÜRGEN HOLWEIN (Hrsg.), *Stuttgart. Dichter sehen eine Stadt. Texte und Bilder aus 250 Jahren*, Stuttgart: Metzler 1989, 254 Abb., 391 S., DM 98,-.

HANS RÜDIGER SCHWAB (Hrsg.), *München. Dichter sehen eine Stadt. Texte und Bilder aus vier Jahrhunderten. Mit einem Vorwort von Carl Amery*, Stuttgart: Metzler 1990, 166 Abb., 360 S., DM 78,-.

Wie soll man als Wissenschaftler mit Büchern umgehen, die gleich in der Vorbemerkung betonen, daß sie Wissenschaftlichkeit nicht anstreben? Die Sammlung literarischer Texte aus 250 Jahren Stuttgarter Vergangenheit legt auch auf Vollständigkeit keinen Wert, verzichtet der besseren Lesbarkeit halber generell auf die Kenntlichmachung von Kürzungen, will gar nicht erst die exakte historische Quelle sprechen lassen, sondern begnügt sich gelegentlich mit leichter greifbaren Abdrucken, löst auch mal einen Anonymus falsch auf und ist meist zu sparsam mit Erläuterungen zu den Texten.

Was soll's? Ein kultureller Streifzug, in dem Unbekanntes zu entdecken und Bekanntes in ungewohnter Perspektive zu sehen ist, wird uns versprochen. Man staunt dann auch, wer alles in der Schwabenmetropole gewesen ist, von Giacomo Casanova bis Samuel Beckett, wundert sich aber nicht, daß der eine enttäuscht, der andere begeistert war. Das Ergebnis ist in der Tat ein facettenreiches Bild; doch wird man den Verdacht nicht los, daß die Textmontage irgendeinem geheimen Auswahlprinzip verpflichtet ist, das listig-subversiv auf ein Gesamtkunstwerk zielt.

Und so sieht es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mit dem das Buch einsetzt, in Stuttgart aus: Vor den Augen der Lesenden entsteht der Despotismus des lange regierenden Herzogs, äußerlich abgemildert durch kulturelle Projekte wie die berühmte Karlsschule; das schier unausrottbare Vorurteil vom mildtätigen Einfluß der Gräfin Franziska; die Flucht schwäbischer Oppositioneller, wie Schiller und Georg Kerner, ins Ausland. Wer im Ländle bleibt, ergibt sich, wie die Mitglieder der legendären Adler-Tafelrunde, dem Suff. Dazwischen ein tüftelnder Pietismus, der gedämpfte Widerhall einer großen fernen Revolution und ein vierzehnjähriger Hegel, der sich in Dialektik übt (»jedes Gute hat seine böse Seite«); noch einer, der eine Karriere im Ausland vor sich hat.

Chronologisch angeordnet, führen die weit über 100 Texte von einer gescheiterten deutschen Revolution zur anderen: »Schlafhauben und Veitstänze« für Stuttgart im Vormärz, »Achtzehnhundertachtundvierzig« für die schwarz-rot-goldenen Aufbruchsjahre der Bürger und Arbeiter (nur wenige Texte im ganzen Buch stammen von Frauen), »Republik und Avantgarde« für die Zeit von Weimar. Hier wieder und dann erst recht im Schlußkapitel mit der (mißlungenen) Überschrift »Auferstanden aus Ruinen« stoßen wir auf dieselbe Struktur wie zu Ende des 18. Jahrhunderts: Stuttgart als kulturelle Avantgarde (die »Stuttgarter Schule« und, ich glaube, drei Texte über die Buchhandlung Niedlich), als Stadt mit politischer Opposition (ja doch, ein Prozeß über die Siemens-Festschrift von Delius und ein Berber-Kongreß werden erwähnt). Da fehlt doch was, da ist doch ein Wurm im Apfel, fragt sich der in der Montage-technik aufgeklärte Leser: Richtig kombiniert, der Despotismus der Regierenden ist heutzutage

abhanden gekommen, und deshalb ist das letzte Kapitel so besonders spannungslos. Keine Saufgelage mehr und keine Flucht ins Ausland gibt es zu vermelden.

Schon 1868 dachte David Friedrich Strauß darüber nach, welche Stadt, München oder Stuttgart, eher das Zeug dazu habe, der Kulturmittelpunkt für Süddeutschland zu werden. Der zweite kulturelle Streifzug, zu dem der Stuttgarter Metzler-Verlag einlädt, gilt deshalb und konsequenterweise der Münchner Stadtgeschichte. Angekündigt werden über 150 Texte und 166 Bilder aus vier Jahrhunderten; doch trägt hierbei ein wenig der Schein. Nur jeweils zwei Texte stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert; es geht wie beim Stuttgart-Band im wesentlichen um die letzten 250 Jahre. Ansonsten wird dasselbe in blau/weiß angestrebt, nämlich ein spannendes, faszinierendes vielschichtiges Bild der Stadt und der Bewohner, ohne Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zu erheben. Entscheidende Auswahlkriterien sind der Rang des Autors, die Lebendigkeit der Darstellung und der zeittypische Bezug. Von Achternbusch bis Zuckmayer, von Hans Sachs bis Renate Schostack tummelt sich also in dem Buch wieder alles, was Rang und Namen, und gelegentlich auch, was wie Lenins Frau zwar einen Namen, aber über München kaum etwas zu sagen hat.

Kleine Abweichungen in der Editionstechnik, wie Hinweise auf viele Textkürzungen, wie längere Kommentare des Herausgebers, in die des öfteren nicht belegte neue Quellen hineinverwoben sind, und der mehrfache Rückgriff auf dieselben Autoren fallen demgegenüber nicht ins Gewicht. Man fühlt sich wie im Warenhaus zu einem Bummel durch viele Abteilungen und zu einer Fülle von Entdeckungen aufgefordert.

Entdeckt habe ich zum Beispiel – liegt es nun an der Präsentation der Texte, an meiner Wahrnehmung oder gar an der Realität selbst? – daß München monarchistisch bis in die Knochen war, der Bajuware überhaupt die monarchische Idee im Blut hat und hier auf uraltem bajuwarischem Bauernboden der sich aufblähende Mammonismus des industriellen Westens keine Chance hatte. Diese Urteile stammen alle von Max Halbe, einem Schriftsteller von Rang, der

1884–1888 und 1895–1944 in München lebte; sie beziehen sich auf das Jahr 1895. Doch wann sie geschrieben wurden (etwa nach 1933?), das erfährt man nicht, denn belegt werden sie mit einer Schrift von 1976. Auch der Herausgeber nutzt dankenswerterweise jede Gelegenheit, die Rolle von Kurfürst, König, Prinzregent beim Aufstieg Münchens zur europäischen Kunstmetropole zu dokumentieren, und wenn einer von diesen einmal nichts tat, dann war es ein liberales Gewährenlassen. Wegen dieser herausragenden Rolle der bayerischen Fürsten ist es auch wichtig, darüber informiert zu werden, daß der letzte regierende von ihnen zwar 1918 abgesetzt wurde, aber bis zu seinem Tode 1921 niemals förmlich abgedankt hat und daß auch sein 1955 gestorbener Sohn nie offiziell auf den bayerischen Thron verzichtete.

Überhaupt erweisen sich die Kommentare des Herausgebers, je länger man bummelt, wirklich zu einer Fundgrube. So etwa beim Thema Aufklärung: Johann Pezzl, der entlaufene Benediktinermönch, wurde zum radikalsten Vertreter der Spätaufklärung in Altbayern. Dann gab es noch Lorenz Westenrieder, den wirkungsmächtigsten und vielseitigsten Repräsentanten der gemäßigten Aufklärung in Altbayern. Schließlich kam sogar der unerbittliche Aufklärer Friedrich Nicolai für knapp drei Tage nach München, er selbst zwar kein Bayer, doch griff er in seinem Reisebericht auf Informationen einheimischer Gesinnungsfreunde, also unerbittliche Münchner Aufklärer, zurück. Welch geistige Vielfalt es damals also schon in München gab, bevor die bayerischen Fürsten auf diesem Gebiet aktiv wurden, das erkennt man deutlich an den vom Herausgeber sicherlich mit Bedacht gewählten Adjektiven. Voller Spannung wartet man nun auf den dritten Band der Reihe. Ein Vorschlag: Wien. Dichter sehen eine Stadt.

Stuttgart

Axel Kuhn

LIBUŠE SPÁČLOVA / VLADIMÍR SPÁČIL (Hrsg.), *Popis královského hlavního města Olomouce, sepsaný syndikem FLORIÁNEM JOSEFEM LOUCKÝM roku 1746 (Beschreibung der königlichen Hauptstadt Olmütz, verfaßt durch den Syndicus Florian Josef Loucky im Jahr 1746)*, Olomouc 1991, 248 S.

Die Herausgeber machen mit dieser Edition ein vielbenutztes Werk zur Olmützer Stadtgeschichte zugänglich. Florian Josef Loucký (dt.: Lautzky, 1705–1775) studierte Philosophie und Rechtswissenschaft und trat dann in die Olmützer Stadtverwaltung ein, wo er in höchste Ämter aufstieg. 1746 verfaßte er für ein in Leipzig geplantes Lexikon, das aber nie erschien, eine Geschichte der mährischen Haupt- und Bischofsstadt. In dreierlei Weise, wohl durch das Lexikon bedingt, näherte sich der Verfasser seinem Gegenstand: durch eine chronologisch angeordnete Darstellung der wichtigen Ereignisse, eine Beschreibung der Olmützer Bauwerke und eine kommentierte Zusammenstellung wichtiger Quellentexte zur Olmützer Stadtgeschichte.

Was zunächst eher einer lexikalischen Aufzählung gleicht, wird doch zu kritischer Geschichtsschreibung durch seine Bewertung und Kommentierung der Quellen. Das geschieht im Sinne eines städtischen Patriotismus: Olmütz, nicht Brünn, ist die eigentliche Hauptstadt Mährens. Loucký kannte wohl die frühe aufklärerische Geschichtsschreibung; auf die Zusammenhänge zwischen ihm und den Olmützer Aufklärern müßte aber wohl noch gesondert eingegangen werden. Das jetzt edierte Werk ist der erste Schritt dazu.

Esslingen

Rainer Jooß

ALFRED STRAUB, *Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit (Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen 3)*, Bretten: Esser 1990, 44 Abb., 385 S.

Das Buch Straubs ist Teil einer zweibändigen Stadtgeschichte Brettens von den Anfängen der fränkischen Gründung um 500 bis in die 70er

Jahre unseres Jahrhunderts. Es setzt unmittelbar dort an, wo Alfons Schäfers Darstellung im Vorgängerband von 1977 endet, nämlich bei der Zerstörung der Stadt im Pfälzischen Erbfolgekrieg seit 1688 und führt in zwei großen Schritten bis in die bundesrepublikanische Zeit. Abweichend vom bisher üblichen Periodisierungsschema verlegt Straub dabei die »Epochengrenze« innerhalb der jüngeren Stadtgeschichte vom Beginn zur Mitte des 19. Jahrhunderts, als das »alte Bretten« an einen entscheidenden Wendepunkt seiner Entwicklung hin zur Moderne angekommen war.

Der erste Darstellungsblock führt zeitlich und inhaltlich »Von der Kurpfälzischen ›Landstadt‹ zur badischen Amtsstadt.« Er beginnt mit einer eingehenden und teils auf neuem Quellenmaterial fußenden Schilderung der Ereignisse im Zusammenhang der Zerstörung Brettens durch französische Truppen des Marschalls Duras im August 1698 und schließt mit einer Betrachtung der allgemeinen Stadtentwicklung in den Jahrzehnten vor der badischen »Besitzergreifung« von 1802. Dazwischen analysiert Straub in anschaulicher Weise die gemeindliche Verfassungsstruktur und -wirklichkeit, das konfessionelle Zusammenleben sowie die wirtschaftlichen Grundlagen des neuzeitlichen Brettens, das sich vor allem durch seine Marktfunktion für ein weites ländliches Umfeld von den kleineren Ackerbürgerstädten in der Kraichgauregion abhob.

Im zweiten Hauptteil beschreibt der Autor dann den allmählichen Modernisierungsprozeß Brettens im 19. und 20. Jahrhundert. Einen breiten Raum nimmt dabei die Darstellung der – schubweisen – Industrialisierung der lokalen Wirtschaftsstruktur seit den 1860er Jahren ein. Straub verfolgt den Wandlungsprozeß mit seinen ihm eigenen Begleiterscheinungen über das Ende des Kaiserreiches hinaus und demonstriert am Beispiel der Wahlergebnisse in der Weimarer Republik, inwieweit er sich auch auf das Wählerverhalten der überwiegend protestantischen Einwohnerschaft auswirkte. In einem abschließenden Kapitel beschäftigt er sich schließlich mit den Grundlinien der kommunalpolitischen und wirtschaftlichen Entwicklung Brettens nach dem »Zusammenbruch« von 1945; sein Resü-

mee läuft dabei auf die Feststellung hinaus, Bretten habe sich in den 1950er und 60er Jahren endgültig zur Industrialisierung mit Mittelzentrumcharakter entwickelt.

Insgesamt liegt mit Straubs Buch eine sorgfältig erarbeitete wissenschaftliche Untersuchung zur neueren Brettener Geschichte vor. Dem Autor ist es gelungen, drei Jahrhunderte höchst wechselvoller städtischer Geschichte so darzustellen, daß keine inhaltlich-thematischen Ungleichgewichte entstehen und bei aller Detailfreude der »rote Faden« stets erkennbar bleibt. Straubs Leistung ist dabei um so höher zu bewerten, als ihm nur wenige verwertbare Vorarbeiten zur Verfügung standen und auf der Überlieferungseite ein krasses Übergewicht der Quellen des späten 19. und 20. Jahrhunderts herrschte. So erscheint denn auch die fast zehnjährige Erarbeitungszeit des Werkes angesichts des beeindruckenden Ergebnisses durchaus gerechtfertigt.

Nottuln

Ludger Grevelhörster

THOMAS PARENT / THOMAS STACHELHAUS, *Stadtlandschaft Ruhrrevier. Bilder und Texte zur Verstädterung einer Region unter dem Einfluß von Kohle und Stahl (Landschaftsverband Westfalen-Lippe / Westfälisches Industriemuseum, Schriften Bd. 11), Essen: Klartext 1991, 119 Fotos, 152 S., DM 36,-.*

Seit dem Einigungsvertrag verfügen wir ja über eine Vielzahl alter Industriegebiete – am interessantesten scheint uns fraglos die problembeladene Region Bitterfeld zu sein. Das Saarland und das Ruhrgebiet, nun wieder auf den Status der Peripherie verwiesen, verschwinden hingegen aus der Diskussion über die Zukunft alter Industriegebiete. Noch weniger im Mittelpunkt steht ihre Geschichte. Thomas Parent und Thomas Stachelhaus schwimmen tapfer gegen diese Strömung an und versuchen, mit Wort und Bild den Blick auf die selbst Einheimischen manchmal fremde Stadtlandschaft der Industriestadt Ruhrgebiet zu lenken. Für Besucher von auswärts – und für diese wie auch für die Ruhrge-

bietsbewohner soll das Buch ein Leitfaden zum Kennenlernen bieten – eröffnet sich eine Stadtlandschaft mit fast »exotischen« Dimensionen.

Anzumerken bleibt, daß mit den Darstellungen von Situationen, die fast ausnahmslos durch Baustrukturen aus der Zeit bis 1914 geprägt sind, ein fast nostalgisches Bild des Ruhrgebietes vermittelt wird. Aber wahrscheinlich haben die Größe der Region und die Fülle des Materials zunächst einmal diese zeitliche Beschränkung erforderlich gemacht.

Dortmund

Renate Kastorff-Vielmann

GUDRUN GLEBA, *Die Gemeinde als alternatives Ordnungsmodell. Zur sozialen und politischen Differenzierung des Gemeindebegriffs in den innerstädtischen Auseinandersetzungen des 14. und 15. Jahrhunderts. Mainz, Magdeburg, München, Lübeck (Dissertationen zur mittelalterlichen Geschichte 7), Köln: Böhlau 1989, 277 S.*

Die Verfasserin hat ein offensichtliches Defizit in der mediävistischen Forschung aufgespürt, das im relativ unkritischen, teils widersprüchlichen Umgang mit dem in den spätmittelalterlichen Quellen immer wieder auftauchenden Begriff »Gemeinde« zutage tritt (12). Gegenstand ihrer Untersuchung ist »die städtische Gemeinde in ihren verschiedenen Ausformungen« in der spätmittelalterlichen Stadt. Ihr Hauptuntersuchungsmaterial sind die zeitgenössischen Urkundenbücher und Chroniken, wobei sie sich offenbar der wesentlichen immanenten methodischen wie inhaltlichen Probleme ihres Materials bewußt ist. Trotzdem läßt sich ihrer Meinung nach durch eine »doppelte Annäherung« an den Untersuchungsgegenstand über Urkunden und Chroniken der Begriff »Gemeinde« »in (seiner) Entwicklung wohl am ehesten fassen« (38). Die Wahl ihrer Beispielstädte, Mainz, Magdeburg, München und Lübeck, erfolgte nach dem Kriterium der Verschiedenartigkeit ihrer Gründung und Stadtwerdung, ihrer Sozial- und Wirtschaftsstruktur sowie ihrer verfassungsrechtli-

chen Struktur; sie sollten möglichst unterschiedliche »Stadttypen« repräsentieren (36f.).

Im letzten Kapitel, ihrer Schlußfolgerung, nimmt die Autorin ihre Ausgangsfragestellung wieder auf: Die »städtische Gemeinde« als »alternative Ordnungsvorstellung?« Sie kann nachweisen, daß der Begriff »Gemeinde« trotz seiner relativen Unbestimmtheit in den zeitgenössischen Urkunden sich nicht »auf den neutralen, alle und alles umfassenden Stadtverband« bezieht und »weniger einen fest umrissenen Personenverband« meint; er sei weit mehr eine »politische Konzeption kollektiven Handelns in Opposition zum vorherrschenden hierarchischen Ordnungsmodell« in jeweils konkreter personaler bzw. gruppenbezogener »Zusammensetzung, mit verschiedenen Forderungen und unterschiedlicher Durchsetzungskraft« (246). Die »politische Gemeinde« rekrutiere sich aus den existierenden, bewährten Organisationen der »alten Stadt«, z. B. aus den Zünften oder kaufmännischen Schichten, und sei in vielen Fällen ein mehr oder weniger dauerhaftes Bündnis von Kaufleuten und Handwerkern in Form von »Gemeindeausschüssen« gewesen; sie habe sich nicht nur »nach oben, vom Rat und dessen Organen«, abgegrenzt, sondern auch nach unten »gegen die nicht-bürgerlichen Schichten« (250ff.). In Konfliktsituationen habe »die Gemeinde« selbst »städtische Machtpositionen« übernommen und sei somit selbst »zum Träger der politischen Autorität« geworden (257). Trotz unterschiedlicher Ausprägungen der konkreten Formen, trotz Rückschlägen und ihres Scheiterns stellte die »Gemeinde« – so die Verfasserin – »ein alternatives Ordnungsmodell im Lebensbereich der mittelalterlichen Stadt« dar (260).

Hervorzuheben ist vor allem das Bemühen der Autorin um begriffliche Schärfe nicht nur hinsichtlich ihres Gegenstandes »Gemeinde«; sie wendet sich auch unter anderem dezidiert gegen einige Interpretationsmuster der traditionellen Mediävistik, so z. B. gegen den laxen Umgang mit dem Begriff »Revolution« als Kennzeichnung der sozialen Revolten bzw. Auseinandersetzungen sowie gegen die unzutreffende Bezeichnung der städtischen Regulationsweisen

als »städtische Demokratie«. Demgegenüber bleiben jedoch ihre Interpretationen der Ereignisse, die zur Genese, aber auch zum Scheitern der »Gemeinde« sowie in ihren Verläufen zu »Um-« bzw. »Neuinterpretationen« des Begriffs »Gemeinde« geführt haben, trotz Bezug auf konkrete »Stadtgeschichten« merkwürdig blaß, teils unbestimmt. Eindeutig dominieren die Exegese der Quellentexte mit rechtspositivistischem Einschlag und die ausschließliche Deskription der historischen Situationen bzw. Ereignisse. Auch erscheinen mir die »Beispielstädte« zu sehr voneinander isoliert behandelt; ihr historischer Zusammenhang als Bestandteile des mitteleuropäischen Raumes, ihr Gemeinsames und Verbindendes bleiben auf zu wenige, unverbundene Hinweise beschränkt. Diese Ein- und Begrenzungen der Untersuchung führen meines Erachtens zwangsläufig zu Schwierigkeiten in der Bestimmung des Allgemeinen im Verhältnis zum Besonderen in den konkreten Entwicklungen der »Beispielstädte«, zu Blindflecken im Interpretationsrahmen und zu analytischen Problemen hinsichtlich der »stadtypisch« unterschiedlichen und sich in der Zeit wandelnden sozialen Zusammensetzung der »Gemeinden«. Eine nähere Beschäftigung mit den Wirtschafts- und Sozialgeschichten der Städte sowie mit deren Einbindung in die sich gerade in der hier zur Debatte stehenden Epoche verändernden überlokalen (bis auf die Ebene des damaligen »Weltmarktes«) wirtschafts-, sozialräumlichen und territorialherrschaftlichen Rahmenbedingungen hätte meiner Meinung nach zu einer weit genaueren Erklärung der widersprüchlichen, bruchstückhaften, teils gescheiterten Entwicklung des »alternativen Ordnungsmodells« »Gemeinde« beigetragen, z. B. zur Erklärung der »stadtypisch« unterschiedlichen sozialen Bündnisssysteme bzw. Interessenblöcke, der Immanenz der Revolten sowie der ihnen zugrunde liegenden partialen, zeitlich beschränkten bzw. wechselhaften und prekären Interessenskoinzidenzen zwischen den jeweils beteiligten Akteuren. Trotzdem hat mich dieses Buch zum Nachdenken angeregt, mir im Detail einiges »Neues« geboten.

Berlin

Erich Konter

ROLF SCHAAL / STEPHAN PFISTER / GIOVANNI SCHEIBLER (Hrsg.), *Baukonstruktion der Moderne aus heutiger Sicht*, Bd. 1: Bautechnik I. Zum Rohbau, Bd. 2: Bautechnik II. Zum Ausbau, Bd. 3: Einzelbauten, Bd. 4: Siedlungen, Basel, Birkhäuser 1990, zahlr. Abb., 188, 220, 329, 318 S., Bd. 1 u. 2 je DM 42,- Bd. 3 u. 4 je DM 58,-

Das vorliegende umfangreiche Werk über die Baukonstruktion der Moderne ist nach den Angaben der Herausgeber das Ergebnis einer mehrjährigen Forschungstätigkeit an der ETH in Zürich. Die zentrale Frage der Forschung lautete dabei recht schlicht: »Wie wurde damals gebaut?« Auf der rezeptiven Suche nach einer Antwort wird nach einem bestimmten Raster eine Fülle unterschiedlichen Materials aus dieser für die Entwicklung des Bauens wichtigen Zeit durchforstet. Dabei stoßen die Bearbeiter auch auf die weitgehend in Vergessenheit geratene Zeitschrift »Stein-Holz-Eisen«, die in den Jahren 1926 bis 1931 vom Frankfurter Verlag Engler & Schlosser herausgegeben wird, dem gleichen Verlag, der auch mit finanzieller Unterstützung der beiden städtischen Baugesellschaften Ernst May's »das neue frankfurt« verlegt.

Von der Fülle der Informationen dieser Fachzeitung überzeugt, entschließen sich die Herausgeber, die Darstellung ihrer Forschungen zur Baukonstruktion der Moderne mit einem auszugswisem Reprint dieser neben den beiden anderen Monatsschriften »das neue frankfurt« (Reprint 1977 durch die RWTH Aachen) und »Die Siedlung« (Reprint 1986 durch den Verfasser) dritten wichtigen Zeitung zum Neuen Bauen und Neuen Wohnen aus Frankfurt zu verweben.

Die vorliegenden vier Bände beziehen sich jeweils auf einzelne Aspekte des Bauens der klassischen Moderne und sind durchgehend nach einem einheitlichen Strukturprinzip aufgebaut: Auf ein konkretes Schlagwort wie z. B. »Stahlskelettbau«, »Betonbauweise« oder »Plattenbauweise« in dem Band über den Rohbau oder zum Schlagwort »Römerstadt«, »Weißenhof-Siedlung« oder »Siedlung Törten« in dem Band

über die einzelnen Siedlungen folgt in einem ersten, grafisch deutlich abgesetzten Zitatblock der entsprechende Abdruck eines Artikels aus der Wochenschrift »Stein-Holz-Eisen«. Danach folgen weitere Artikel, Bilder oder Pläne aus anderen zeitspezifischen Quellen wie der »Baugilde«, dem »Baumeister«, der »Form« oder auch aus aktuell erschienenen Veröffentlichungen zu dem jeweiligen Schlagwort. Daß unter diesen Abdrucken auch absolute Leckerbissen enthalten sind wie z. B.: die Sondernummern zur Werkbundaustellung von 1927 in Stuttgart, sollte nicht unerwähnt bleiben. Auf die umfangreichen Reprints folgen dann teilweise sehr kurz gehaltene einschätzende und erklärende Bemerkungen der Herausgeber.

Ohne jetzt inhaltlich auf die gesamte Breite eingehen zu können, muß man anerkennen, daß gerade unter den dargestellten Einzelbauten interessante und für die deutsche Rezeption teilweise unbekanntere Beispiele insbesondere aus dem Raum Schweiz und Italien auseinandergenommen werden; aber natürlich befinden sich auch einige Paradeferde des Neuen Bauens wie der Barcelona Pavillon von Mies darunter. Schmerzlich vermißt werden dagegen in diesem Reigen bedeutender Bauten der Moderne die beiden Synonyme des Neuen Bauens, das Dessauer Bauhaus von Gropius und Haeslers Altersheim in Kassel. Im nächsten Band über die Siedlungen sind einige bedeutende Produkte dieser Epoche näher entfaltet; der inhaltliche Schwerpunkt liegt hierbei deutlich auf den berühmten Frankfurter Siedlungen und der Verbund-Siedlung in Stuttgart-Weissenhof. Diesen mit einigen wichtigen Quellen garnierten Beispielen werden durchaus vergleichbare Fallbeispiele aus Basel gegenüber gestellt.

Das von den Verfassern gewählte sektorale Prinzip hat seine Stärken, wenn man zu einer spezifischen Fragestellung ganz konkret, fast wie in einem Lexikon, nachschauen möchte und seine vergleichsweise größeren Schwächen, wenn man sich einen Überblick über die Breite der Thematik verschaffen will. Es fehlen in den doch etwas unsystematisch »zusammengestapelten« Bänden die inhaltlichen Zusammenhänge, die es dem Leser erst ermöglichen, sich

der Thematik mit anderer als sektoraler Fragestellung zu nähern. Hier könnten beispielsweise Orts- und Personenregister und vor allem systematische Übersichten über die insgesamt vorzufindenden Reprints aus den unterschiedlichsten Quellen sehr hilfreich sein.

Unabhängig von diesem grundlegenden Mangel fällt unangenehm auf, daß es neben vielen kleinen Nickeligkeiten, z. B. bei der Ausdrucks- und Schreibweise, auch falsche oder fehlende Quellenangaben gibt, daß Zitate nicht immer eindeutig erkennbar sind, daß zahlreiche Informationen doch sehr verkürzt dargelegt werden und daß vor allem die Verfasser in bestimmten Bereichen, wie z. B. dem besonders wichtigen Band über die Siedlungen, selbst kaum mit eigenem Text in Erscheinung treten. Die geleistete Forschungsarbeit besteht teilweise offensichtlich in der Zusammenstellung der schon gedruckt vorliegenden Quellen. Und die inhaltlichen Bemerkungen der Verfasser stoßen – sobald sie über die reine Bautechnik hinausgehen – aufgrund einiger schiefer Einschätzungen bei

manchmal ungenauer Wortwahl nicht immer auf Einverständnis.

Trotz dieser durchaus harschen Kritik an der nicht gerade billigen Übersicht über die Baukonstruktion der Moderne stellt dieser Reprint sonst kaum zugänglicher Quellen natürlich eine wichtige neue Sekundärquelle dar; für Bibliotheken oder bibliophile Fachkollegen sind diese Bände ein zentraler Fixpunkt ihrer Regale. Sicherlich wäre es sinnvoll und als Nachbesserung nahezu Pflicht, noch einen fünften Band mit einer eigenständigen Aufarbeitung der inhaltlich entfalteten Materiallage und einer organisatorischen Struktur nachzuliefern, damit man mit den vorliegenden Bänden auch konkret arbeiten kann. Erst dann wird man auf Anhieb erkennen können, daß man durchaus ein interessantes Werk mit beachtenswert breiter Quellenlage und mit zahlreichen nicht immer so genau bekannten Beispielen, z. B. aus Italien oder aus der Schweiz, erworben hat.

Hamburg

Ronald Kunze